

sondern
diesen
gehören
s. Ein
also bei
erjeht
Sprache
tra, bei
heutzu
ersten
ren ge
ebenden
heintlich
en sind)
Aber
alleini-
e, ihren
estunde
System
htlichen
daß sie
t; aber
th man
Grunde
neutere
eben
Erchei-
d. Ob
spunkt
halten
begreif-
Bertes
aterial
familie
Das
schaften
arakter
ie sich
ne der
zialen
umstän-
ch die
Sinne,
Wisse-
gerade
nd ein
unden
t keine
echtes-
mmen
amen-
trache,
äteren
Zeit-
leben-
viel-
ubes.
g der
nans-
rmen
138.)
eden-
s ge-
er sich
n der
eines
leibt,
lis.



Nr. 44.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 2. August.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Ein anstößiges Verhältnis. Die Geschichte zweier reinen Seelen. Skizze von E. von Wald-Jedtwig (Fortsetzung). — Zur Reform des medizinischen Studiums in Deutschland. Von Medicus. — Die Melodie in Deutschland. Von Ludwig Jand. — Fremdenpolitik. Von Heinrich Rana. — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jaensch (Fortsetzung). — Über Popularisierung der Wissenschaften. Von Dr. Paul Otto Schmidt. — Ein Vorläufer Jobens. (Edren Hertergaard.) Von Franz Servaes. — Das Derrammergau der Ältern. Von F. W. — Kleine Kritik.

Ein anstößiges Verhältnis.

Die Geschichte zweier reinen Seelen.

Skizze

von

E. von Wald-Jedtwig.

(Fortsetzung.)

II.

So kam der Sommer. Für die beiden Dobenecks bestand sein hauptsächlichster Reiz darin, daß sie nicht mehr so viel Geld für Holz, Kohlen und Petroleum auszugeben brauchten und daß Christa, da sie nicht mehr gezwungen war die Dien zu besorgen, weniger Arbeit hatte.

„Das ist ein doppelter Nutzen, Mutter, wir geben weniger aus, und ich verdiene mehr.“

Die Pastorin sah über ihre große Hornbrille zu ihrer Tochter hinüber.

„Du darfst Dich nicht so anstrengen, Christa.“

„Nein, nein.“

Frau Dobeneck ging mit einem großen Gedanken um. — Sie hätte Christa gern einmal eine Zerstreuung im Freien gegönnt. Wie sollte sie es nur anfangen, sie dazu zu bewegen? — Halt, jetzt wußte sie's.

„Nun haben wir wieder Mai, Christa. Bei uns hier oben merkt man zwar nicht viel davon.“

Christa sah nach den Blumen im Fenster. „Doch, Mutter, die Myrte macht junge Triebe, und mein Geranium sproßt die ersten Knospen.“

„Ach — ich weiß nicht, mich erfasst manchmal ein Sehnen, ich möchte mir den lieben Mai einmal draußen im Freien betrachten,“ entgegnete Frau Dobeneck, zum blauen Himmel blickend.

Christa nickte, sagte aber nichts, sondern berechnete im stillen, wie viele Arbeitsstunden ihr dadurch verloren gingen.

„Ihr könntet mich nächsten Sonntag —“

„Ihr?“ schwebte Christa auf der Zunge. Frau Dobeneck wußte ihren fragenden Blick richtig zu deuten.

„Ich meine Dich und Herrn Berthold.“

„Ja, so.“ Christa stichelte fleißig weiter.

„Herr Stein — eben sprechen wir von Ihnen,“ fuhr die Pastorin erschrocken auf, denn derselbe trat in diesem Augenblick ins Zimmer und brachte — welche Freude — zwei kleine Blumensträuße.

„Hier, Frau Pastorin! — darf ich Fräulein Christa?“

„Ach, das sind Maiglöckchen!“ rief letztere so laut und so freudig, wie Berthold sie noch niemals hatte reden hören. „Ich danke Ihnen. Wo haben Sie denn die herbekommen?“

„Ein Knabe bot sie mir zum Kaufe an.“

„Die muß man sich selber suchen, sie wachsen in den Wäldern — jetzt gerade — im Mai.“

„Im Mai. — Richtig, wir haben ja Mai.“ Wie Sehnsucht lag es auf Bertholds Gesicht, und Christas Züge trugen denselben Ausdruck.

„Mutter, ja — wir wollen den Frühling besuchen — — und wenn Sie uns begleiten wollten, Herr Berthold — — davon sprachen wir eben.“

„Christa!“ — Er streckte ihr die Hand entgegen, aber er zog sie, wie über seine Kühnheit erschrocken, wieder zurück. „Und ich wollte — —“ Er errötete wie ein Knabe. „Ich dachte am Sonntag — —“

„Ja, ja, laßt es mich nur machen. Alles fügt sich meinen Anordnungen,“ jubelte Christa, der Zustimmung der beiden andern sicher. — Schon am Sonnabend wirtschaftete Christa geheimnisvoll in der Küche herum, sie war auf dem Markt gewesen und mußte am Abend noch einmal einen Gang in die Stadt thun. Nun brach der Sonntag an. Die Sonne strahlte ins Zimmer, kein Wölkchen stand am Himmel, er lachte der fröhlichen Christa ins Gesicht und ins Herz.

„Es ist Zeit, Herr Berthold. Erst gehen wir in die Kirche und dann — — wir werden heute im Walde speisen.“

„Fräulein Christa! Ei — wie sehen Sie aus? — So — — hübsch!“

„Nun, wenn man erst zum lieben Gott geht und dann zum Frühling!“ Sie lief eilig davon, denn ihr wollte es scheinen, als ob Bertholds Staunen nicht nur ihrem frisch gewaschenen Rattunkleide gelte. Sah sie denn hübsch aus? Das hatte ihr noch niemand gesagt. Und wenn sie sich auch eitel schalt, so warf sie doch einen prüfenden Blick in den Spiegel. „Die Freude — die Erwartung,“ flüsterte sie, als sie gewahrte, daß ihre Wangen frischer aussahen wie sonst, und etwas wie Frühlingschimmer in ihren Augen lag.

Da läuteten die Glocken, jeder Ton erschien den drei langsam zur Kirche schreitenden Menschen heute noch einmal so feierlich wie sonst. Bisher waren Frau Dobeneck und Christa stets zusammen, Berthold aber allein gegangen. Gemeinsam betraten sie das Gotteshaus. Christa und Berthold sahen in ein Gesangbuch, für die Mutter war es bequemer, wenn sie ihr eigenes benutzte. Auch der Prediger sprach vom Frühling, und währenddessen sah Christa im Geiste immer Berthold auf der Kanzel stehen, und dabei hörte sie seine schöne Stimme, wie sie sich beim Gebet entfaltete. — Der da oben sprach rauh, dabei zu laut, und Berthold würde des Lenzes sinniger gedenken.

„Wer war denn das?“ fragte Christa beim Hinausgehen, als ein langer, hagerer Herr gemessenen Schrittes an ihnen vorüberging und sie scharf ansah, während sie, in der Erwartung der kommenden Freude, eilig vorwärts strebten.

„Der Professor Gösjöbius,“ entgegnete Berthold.

„Er blickte uns so erstaunt an.“

„Ich glaube, er ist kurzichtig.“

Noch einmal mußten sie in die enge Straße zurück. Christa und Berthold stiegen die steile Treppe hinauf und kamen bald beladen zurück. Christa hing Stein die gefüllte Botanisiertrommel ihres seligen Vaters um, sie selbst nahm einen Korb und für die Mutter war der, noch von der Großmutter stammende gestickte Pompadour gepackt worden.

„Sind wir's nur?“ fragte Berthold, als sie so beflügelten Schrittes dem Häusermeere entflohen.

„Sind wir's nur?“ fragte sich auch Christa, denn sie kam sich wirklich vor, als wäre sie nicht mehr die alte ernste, in sich gefehrte Christa.

„O, wie das grünt! Wie das blüht! — Mutter! Berthold! — Ah — ah, der Duft, das Entzücken!“ Sie breitete die Arme aus, ihr Auge weitete sich, und mit tiefen, vollen Atemzügen sog sie den Frühling ein. „Ich möchte weinen!“ Und Thränen der Wonne rannen über ihre Wangen.

Frau Dobeneck sandte einen dankbaren Blick nach oben, und Berthold fragte sich jetzt: „Ist sie das nur, Christa? Ist es nur wirklich dieselbe?“

Ja, Christa war's. Die Christa, welche in ihr schlummerte, hatte der Frühling erweckt. Langsamem Schrittes strebten sie dem Walde zu. Die weiten, weiten Wiesen, gelb, weiß, rot, lila, blau, mit Tausenden von Blumen überstreut, mußten überschritten werden. Dabei pflückte Christa, was ihr unter die Finger kam, Berthold that dasselbe, und auch die Pastorin raffte zusammen, was blühte.

Nun winkte kühler Waldeschatten; weiche Moose, zum Teppich gewoben, bedeckten den sanften Hang, und maigrüne

Buchenblätter, zu Tausenden und Abertausenden vereinigt, bildeten ein lustiges, schützendes Dach. — Käfer schwirren — — Bienen summen — — und Vögel zwitscherten Liebestiraden.

„Was sind wir doch für glückliche Menschen!“ — rief Christa überwältigt, und endlich, endlich einmal der Arbeit ledig, frei des Stubenzwanges, dem Käfig entschlüpft, ließ sie sich auf die Moosdecke nieder sinken.

„Was sind wir doch für glückliche Menschen!“ flüsterte auch Berthold. „Wir? Wir?“ fragte eine Stimme in seiner Brust. Christa, die Mutter — und — er —. Ja, er! — Wir, hatte sie gesagt. — Lange, lange, seit der Eltern Tode hatte kein Mensch sich ihm durch ein «wir» zugesellt.

Wie mächtig ihn das ergriff. Dafür mußte er Christa danken, und leise erfaßte er ihre Hand, mit der sie sich auf die Erde stützte, und drückte sie sanft. — Sie sah ihn an, groß und fragend; es war, als ob aus ihren Augen ein Quell des Glückes entspränge. — Aber jetzt zog sie die Hand hastig zurück und wühlte in den Blumen.

„Schmücken wir uns zum Mahle, wie es die genussüchtigen Römer thaten.“ Christa wand Sträuße, kränzte Bertholds, dann ihren eigenen Strohhut, ja selbst die Frau Pastorin mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihrer bereits ins Grau spielenden, vorweltlichen Spitzkapotte durch Bergißmeinnichts und Butterblumen ein frisches Ansehen gab. Jetzt wurden den Behältnissen die mitgebrachten Genüsse entzaubert und ein Tischchen-deck-dich erstand, wie sich's weder Frau Dobeneck noch Berthold hatten träumen lassen.

Waldesduft und Waldesluft würzten die Speisen. Drei fröhliche Menschenstimmen wetteiferten mit den besiederten Sängern des Waldes um den Preis der Lieder.

Plötzlich sprang Berthold auf und zog den Hut. Der Professor Gösjöbius, derselbe, welcher ihnen heute nach der Kirche begegnet war, ging mit einigen anderen Herren vorüber und streifte die Gruppe mit seinem fragenden Blicke.

„Nun, vergnügt Herr Stein?“ fragte er leichtthin.

„Sehr, Herr Professor, sehr!“ entgegnete Berthold aus vollem Herzen.

„Freut mich.“

Herr Gösjöbius ging weiter, und Berthold lagerte sich wieder neben Christa.

„Ich mag den Mann nicht,“ sagte diese, in ihrer frohen Laune ein wenig herabgestimmt.

„Aber weshalb nicht?“ fragte Berthold.

„Das kann man oft nicht sagen,“ entgegnete Christa, welche jedoch bald, ebenso wie die Pastorin und Stein, das Erscheinen des Professors vergessen hatten.

„Das war ein schöner Tag, Berthold,“ sagte Christa, als sie spät am Abend Steins Gutenachtsgruß erwiderte.

„Möge er recht oft und recht bald wiederkehren, Christa,“ gab er zurück.

„Nein, nein. Der Wunsch wäre zu unbescheiden und — Sie wissen doch — arme Leute müssen bescheiden sein — sonst — —“

„Sonst?“

„Sonst ist ihr Glück dahin.“

„Sie haben recht, Christa. — Armut und Glück vertragen sich nur, wenn sie die Bescheidenheit als Dritte in ihren Bund aufnehmen.“

„Und dann oft besser wie Reichtum und Glück. Gute Nacht, Berthold!“

„Gute Nacht, Christa!“

Sie reichten sich die Hände, ließen sie länger ineinander liegen wie sonst; fühlten sie doch, daß sie sich heute näher gerückt waren, wie in dem bisherigen vielfachen Beieinandersein von Wochen und Monden. — Das that der Mai!

III.

Ein so schöner Tag kehrte nicht wieder. Berthold arbeitete unermüdet. Der Trieb, sein ersehntes Ziel zu erreichen, war noch mächtiger in ihm erwacht wie bisher, und die wohlthuende Unterbrechung durch jenen herrlichen Ausflug in den maien-grünen Wald mochte die Arbeitskraft in ihm neu belebt haben. Auch Christa und ihre Mutter führten die Nadel jetzt fast noch fleißiger als ehemals, sie sahen sich jetzt mit ihrem stillen Mieter wie früher wieder nur bei den Mahlzeiten. Nur die gemeinsamen Kirchgänge waren hinzugekommen.

„Lebt Ihre Familie hier, Herr Stein?“ fragte bei irgend einer Gelegenheit der Professor Gösjöbius.

„Nein. Ich habe leider keine Familie mehr.“

„Aber ich sehe Sie doch öfters mit — —“

„Das ist meine Wirtin, Frau Pastor Dobeneck.“

„Und das junge Mädchen, welches Sie stets begleitet?“

„Ihre Tochter, Herr Professor.“

„So! So!“

Berthold Stein hatte unter seinen Studiengenossen keinen Freund gefunden.

„Aber Sie haben ja gar keinen Umgang?“ fragte ihn einmal ein anderer Student.

„Nein — allerdings —“

„Haben Sie denn gar nicht das Bedürfnis dazu, irgend einen Freund zu besitzen?“

„Das hat sich bei mir wohl oft geregt, aber ich habe weder Zeit noch Geld, um die Freundschaft zu pflegen.“

„Nun, und unterhalten sind Sie ja durch ihre Wirtseute,“ bemerkte der junge Mann mit einem Anfluge leichtem Spottes.

„Ja, das bin ich. Es sind liebe, prächtige Menschen,“ entgegnete Berthold treuherzig und unbefangen wie ein Kind.

Nun waren wieder Monate vergangen. Berthold hatte große Fortschritte gemacht, das fühlte er selbst, und jetzt beschäftigte ihn hauptsächlich eine Arbeit über die Kirchenväter.

„Wenn die mechanische Thätigkeit, das Auffuchen der Namen und Jahreszahlen nur nicht so viel Zeit in Anspruch nehmen wollte,“ äußerte er einmal Christa gegenüber.

„Vielleicht könnte ich Ihnen dabei helfen, Berthold?“

„Wenn Sie das wollten? — Aber Ihre kostbare Zeit, Christa?“

„Die findet sich schon, und eine Abwechslung würde mir gut thun.“

„Nun denn in Gottes Namen.“

Manche liebe Stunde arbeiteten sie jetzt nutzbringend gemeinsam, heute jedoch wollte es Berthold nicht von der Hand. Er fühlte sich matt, klagte über Kopfweh und ging früh zu Bett. Am nächsten Morgen lag er im Fieber, die Besinnung schwand, ein schwerer Typhus hatte ihn heimgesucht. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, sein erster, bewußter Blick fiel auf Christa.

Sie hatte ihn gepflegt, ihr dankte er sein Leben, das fühlte er, das sagte ihm ihr Händedruck und das glückliche Lächeln, welches ihr Gesicht verschönte. Der Arzt erschien, Erfrischungen, Heilmittel wurden Berthold gereicht. Aber woher kam das Geld zu alle dem? Aus seinen Einnahmen bestimmt nicht. Das quälte, das beunruhigte ihn, und es bedurfte der ganzen Überredungskunst Christas, seinen Gedanken endlich eine andere Richtung zu geben.

„Sie gaben es, Frau Dobeneck,“ sagte Berthold, als er nun aufstehen durfte.

„Christa hat es verdient,“ entgegnete diese.

„Christa! Liebe Christa!“ Berthold streckte ihr die abgemagerte Hand entgegen. „Wie habe ich Ihnen das zu danken? Wie — soll ich Ihnen das wiedergeben?“

„Der liebe Gott hat uns zusammengeführt, Berthold; sollte ich da nicht thun, was in meinen schwachen Kräften stand?“ Mehr sagte sie nicht; aber ihr Auge ruhte dabei fast zärtlich auf ihm. „Danken wir Gott, daß er mir Kraft gab, die Mittel zu erschwingen.“

„Und bitten wir ihn, daß ich es Ihnen lohnen kann,“ setzte Berthold voller Innigkeit hinzu. Nun genas er bald vollständig, konnte zu seinen geliebten Büchern zurückkehren, und die Prüfung sowie die spätere Anstellung schwebten ihm wie ein rettender Engel vor, der es ihm ermöglichen würde, seine Schuld an die lieben, lieben Menschen, welche bereitwillig ihre Armut mit ihm teilten, abzutragen.

So verging die Zeit im arbeitsamen, trauten Beieinander. Eins mit Frau Dobeneck und Christa, war Berthold der ersten unmerklich ein lieber Sohn, der letzteren ein treuer Bruder geworden. Das sagten sich die drei durch Liebe und Achtung vereinten Menschen wenigstens; aber oft wallte es in Berthold anders wie brüderlich auf, und die Gefühle, welche Christa zu dem jungen Studenten hinzogen, gingen über die einer Schwester zu ihrem Bruder weit hinaus. Beide fühlten das mit Schrecken; aber es war ein freudiger Schreck, den sie um nichts in der Welt hätten missen mögen.

Heute erschien Stein nicht zu Tisch. „Berthold! Berthold!“ — Christa klopfte vergeblich an seine Thür, keine Antwort erscholl, nur leises, unterdrücktes Schluchzen schlug an ihr Ohr. „Berthold! Was ist Ihnen?“ Damit öffnete sie entschlossen die Thür und trat ein. Er lag auf dem Bett, das Gesicht in die Kissen vergraben, und wand sich wie unter großen körperlichen Schmerzen.

„Lies, Christa. Lies!“ klang es stöhnend, und dabei reichte Berthold ihr einen Brief. — Er hatte sie „Du“ genannt. Zum erstenmal in seinem Leben, in seinem Kummer fühlte er sich eng mit ihr verbunden. Trotz des Mitleids für den armen, leidenden Freund empfand Christa dies mit beseligendem Entzücken. Nun erst entfaltete sie das Schreiben und las.

„O mein Gott! Armer, armer Berthold!“ Laut weinend sank sie auf die Bettwand nieder und legte ihre Hand tröstend auf Bertholds Kopf. Ein wonniges Etwas durchrieselte dabei seinen Körper, unter Thränen sah er beglückt zu ihr auf. Der Dunkel Bertholds, welcher bis jetzt die Kosten seiner Studien und seines Lebensunterhaltes bestritten hatte, war ohne Testament gestorben, und die Vormundschaft der hinterlassenen Kinder zeigte ihm an, daß der Zuschuß nun in Wegfall kommen müsse. Wie eine Erstarrung lag es auf den beiden. Hand

in Hand faßen sie gekentten Hauptes da. So traf sie die Mutter.

Da erhob sich Christa. Die Not stärkte ihr den Mut und die Thatkraft. „Gott ist allmächtig. Er speist die Hungerigen und tröstet die Bedrängten, und wird auch uns nicht verlassen!“

„Uns?! Uns, Christa?“ Berthold sah wie zu einer Heiligen zu ihr auf.

„Uns!“ gab sie fest zurück. Jetzt erschien das blasse, fränkliche Mädchen Berthold schön; aber er schüttelte weinend, wehmütig den Kopf.

„Was bedeutet denn das nur?“ fragte Frau Dobeneck endlich.

„Scheiden — von — — von — — ach mein Gott!“

Christa wußte, was ihm auf den Lippen schwebte, ihr entzücktes Herz sagte es ihr; aber sie dankte Gott, daß er's nicht ausgesprochen hatte.

Berthold gab endlich nach und wollte fürs erste wenigstens noch bleiben. Ein geringes Stipendium wurde ihm zuerkannt, einige Privatstunden brachten ihm drei Mark in der Woche, die beiden Fleischtage wurden auf einen herabgesetzt, die kleine hochgelegene Wohnung mit einer kleineren noch höheren vertauscht — und es ging — es ging, wenn auch der Hunger freilich oft nur durch trockenes Brot und Kartoffeln gestillt werden konnte.

„Ich muß Euch verlassen,“ flüsterte Berthold eines Tages Frau Dobeneck zu, als er sah, wie beide Frauen bis tief in die Nacht hinein nähten. „Es ist Kirchenraub, den ich an Euch begehe.“

„Berthold — — bleib — — dem — —“ sie schluchzte laut — „Sie sind mir ein Sohn geworden — — — und Christa — — —“

„Mutter,“ flüsterte Berthold, die alte Frau inbrünstig umschlingend und ihre feuchten Augen mit Küßen bedeckend. „Mutter, heiß geliebte Mutter!“ — Und er trat Christa freudig entgegen — und blieb.

(Schluß folgt.)

Zur Reform des medizinischen Studiums in Deutschland.

Von
Medicus.

I.

In ärztlichen Kreisen erwartet man mit Spannung die in den nächsten Monaten zu fassenden Beschlüsse, die eine Neugestaltung der medizinischen Prüfungen herbeiführen werden. Es hat sich herausgestellt, daß die jetzt im Staatsexamen der Ärzte gestellten Ansprüche den praktischen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen, und die neu entstandenen Ärztekammern waren die ersten, die in dieser Hinsicht Wandlung verlangten.

Die Frage, um die es sich hier handelt, interessiert weit über die eigentlichen Fachkreise hinaus und verdient im eigenen Interesse des Publikums, nicht minder freilich auch des ärztlichen Standes, einer öffentlichen Diskussion.

Bei einem Vergleich des medizinischen Studiums in Deutschland und in Frankreich drängt sich uns die Überzeugung auf, daß auf unseren medizinischen Hochschulen die Ausbildung eine

wesentlich theoretische ist, während die Franzosen mehr die praktische Ausbildung im Auge behalten.

Wann beginnt denn nun diese Verschiedenartigkeit der Lehrmethode? Deutsche und Franzosen müssen dieselbe Vorbildung besitzen, wenn sie zum medizinischen Studium zugelassen werden wollen; sie müssen dieselben Gegenstände lernen, auf der deutschen sowohl wie auf der französischen Universität; und werden schließlich, wenn sie die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erlangen wollen, fast nach ganz gleichem Maßstabe geprüft. Und dennoch ist der Unterschied ein ziemlich großer.

Daß der französische Student, wenn er „Bachelier“ geworden — sonst wird er an der Universität nicht eingeschrieben — meist älter ist als der deutsche Abiturient, sei nur nebenbei erwähnt, obwohl es nicht ganz gleich ist, ob man die Medizin mit siebzehn bis achtzehn oder im Alter von zweiundzwanzig Jahren zu studieren beginnt. Was aber gewöhnlich vergessen wird, ist die Thatfache, daß der Franzose viel länger studiert als der Deutsche; während wir hier in Deutschland meist vier und ein halbes Jahr studieren, — und in diese neun Semester wird auch dasjenige eingeschlossen, in welchem der Militärpflicht genügt wird — sind die französischen Studenten verpflichtet, sechs Jahre ohne irgendwelche Unterbrechung auf der medizinischen Fakultät und auf den Krankenhäusern und Kliniken zu verbringen, bevor sie zum Praktizieren zugelassen werden. Wer wollte da ein Plus von zwei Jahren Studiums geringschätzen?

Nun besteht aber noch ein Unterschied, der unseres Erachtens der bedeutendste und folgenschwerste ist. Wir haben es bereits oben erwähnt, daß auf den medizinischen Fakultäten Frankreichs der praktischen Ausbildung des Arztes mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als auf den unserigen. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß der Arzt in erster Reihe Praktiker sein müsse, hat man in Frankreich das sog. „Internat“ und „Externat“ an den stets mit der Universität verbundenen Krankenhäusern eingeführt. Diese Einrichtung besteht darin, daß die Studenten auf Grund einer von ihnen abzulegenden Prüfung als Hilfsassistenten an dem Hospital aufgenommen werden, wo sie aber nur ein halbes Jahr verbleiben dürfen, — mit Rücksicht darauf, daß es auch die anderen erlangen. Die Einteilung ist derart, daß jeder Student in den letzten drei Jahren seines Studiums — die ersten drei Jahre sind der Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Zoologie und Botanik gewidmet — je ein Jahr auf der inneren, chirurgischen und Frauenklinik zubringt, das erste Halbjahr außerhalb der Klinik wohnend, das zweite in der Klinik, wo er außer der Verpflegung auch noch — wenn er bedürftig ist — ein monatliches Honorar empfängt.

Wie anders bei uns in Deutschland. Sind auch die Studenten der Witzblätter für gewöhnlich übertrieben, so muß man doch zugeben, daß selbst die Mediziner, wenn auch die fleißigsten, viel zu wünschen übrig lassen. Wie viele vernachlässigten Kollegien und Kliniken! Diese Vernachlässigung braucht freilich nicht — und das ist ja gerade das Schlimme — einen Durchfall im Examen herbeizuführen. Was wird denn im ärztlichen Staatsexamen verlangt? Etwa praktisches Können, erworben im fleißigen Besuch der Kliniken? Nein; wer viel und mit einigem Verständnis über irgend ein Kapitel aus der Pathologie sprechen kann, der bekommt eine gute Note — und selbst ohne Verständnis soll es schon gegangen sein. Die deutsche medizinische Litteratur ist reich an trefflichen Lehrbüchern; wer sie auswendig gelernt, muß aber nicht notwendig ein guter Arzt sein. Das Studium der Medizin gipfelt vielmehr in der Übung am Krankenmaterial, — und diese eben fehlt auf den deutschen Universitäten.

Wem ist es nicht zur Genüge bekannt, wie die Herren Kandidaten ins Staatsexamen „steigen?“ Repetitionsturse werden mit schwerem Gelde bezahlt, Assistenten oder andere junge Ärzte „pauken“ den zukünftigen Ärzten die Kenntnisse ein, die für das Examen nötig, durchaus nötig sind, und nach eini-

gen Monaten ist die Berechtigung zum Praktizieren erlangt. Die strebsamen unter diesen jungen Ärzten beginnen dann erst zu lernen, ihre Kranken sind wohl oder übel ihre Hilfsmittel.

Doch es Ausnahmen giebt, ist ja selbstverständlich; allein wir haben ein Bild entworfen, wie es im großen und ganzen thatsächlich vorhanden ist. Was ist nun der Vorzug unserer so oft gepriesenen medizinischen Hochschulen? Was hat so viele ausländische Ärzte veranlaßt, unseren Universitäten uneingeschränktes Lob zu spenden? Um darauf zu antworten, müssen wir unsere Professoren der Medizin von unseren ärztlichen Hochschulen trennen; sie sind voneinander ganz unabhängig, obwohl sie eins zu sein scheinen.

Wir können stolz sein auf die großen Männer, die den deutschen Namen weithin verkünden; viele unserer medizinischen Hochschulen besitzen Lehrer, deren verdienstvolle Leistungen weit und breit bekannt sind und der deutschen Wissenschaft Ehre und Anerkennung erzwingen. Aber lernen unsere Studenten bei diesen großen Männern? Bestreben sie sich, von dem Können ihrer berühmten Lehrer einen möglichst großen Gewinn zu erzielen? Nein! Weil sie es nicht wollen und weil sie es nicht können.

Befragt man die Professoren der Medizin, wie sie mit ihren Zöglingen zufrieden sind, so bekommt man die gleiche typische Antwort: der Anatom vermißt Zoologie und Botanik, der Physiolog klagt über die geringen Kenntnisse in Physik und Chemie und der Kliniker ist verstimmt über die ungenauen Angaben auf Fragen, die die Anatomie und Physiologie betreffen.

Diese Nachlässigkeit der Studenten trifft aber nicht sie allein, sondern auch die Gestaltung unseres Unterrichtswesens. Eine Reform ist durchaus notwendig; man muß mit dem alten Schlandrian brechen, will man sich nicht die Schuld aufbürden lassen, mithätig schweren Mißständen zugeesehen zu haben.

Und ein Mißstand ist es ebenfalls, daß der deutsche Mediziner während seines Studiums nur zwei Examina zu bestehen hat. Wenn der junge Student weiß, daß er nur zweimal geprüft wird, im fünften Semester und Ende des neunten, vernachlässigt er sein Studium. Selten abgehaltene Prüfungen werden somit eine direkte Aufforderung zum „Bummeln.“

Warum sind in Frankreich und in Osterreich jährliche Examina eingeführt? Man sträubte sich bisher in Deutschland gegen jährlich abzuhaltende Prüfungen, um nicht die alt-hergebrachte „akademische Freiheit“ zu gefährden. Aber warum, um Gottes willen, sollen wir uns durch Institutionen geniren lassen, die vor Jahrhunderten nötig und nutzbringend gewesen sind? Der junge Student wird in der großen sowohl wie in der kleinen Universitätsstadt vom Studium nur zu leicht abgezogen; weiß er, daß er jahrelang keinem Zwang sich zu unterwerfen hat, so beschäftigt er sich mit allerhand Gegenständen und nur nicht mit seinem Studium.

All dieses ist die Ursache, daß eine große Anzahl unserer jungen Ärzte sehr schwach in die Praxis tritt. Wer hat den Schaden zu tragen? Doch das Publikum, das im Augenblick der Not sich jedem Arzt anvertraut, dessen Diplom ihm Bürgschaft ist für genügendes Wissen und Können. Wer kann da erst nachfragen, welche Ausbildung der betreffende Herr Doktor genossen und ob er auch praktisch gut bewandert ist?

II.

Die Reform hat aber zu beginnen mit der Einführung jährlicher Prüfungen; danach würde auch die Einteilung der Unterrichtsgegenstände umgeändert werden müssen. Und ebenso wie jeder Student verpflichtet ist, durch Sezrierübungen an der Leiche die Anatomie zu lernen, — also logisch praktisch, — müßte man es ihm möglich machen, auch die übrigen Disciplinen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wer Physik für Mediziner liest — und an einer großen Universität sollten eigentlich mehrere Dozenten dazu bestellt sein — müßte verpflichtet werden, seine Vorlesungen zu Demonstrationen zu machen; denn es ist nutzlos über Dinge zu sprechen,

die der Student nie sehen und deshalb nicht begreifen kann. Genau dasselbe thut der Physiologie und Botanik und namentlich der Chemie not. Wer diese Disciplinen durch die praktische Übung lernt, wird sie erfassen und nimmer vergessen.

An den Kliniken muß das Internat und das Externat eingeführt werden; in Berlin z. B. müßten alle Krankenhäuser der Universität angeschlossen werden. Dazu braucht man nur die Krankenhausdirektoren mit dem Recht auszustatten, die Studien ihrer Zöglinge zu überwachen und ihnen nachher Praktikantenscheine auszustellen, die sie bei der Meldung zum Examen vorzeigen müßten. Wenn die Ehre allein als Äquivalent nicht genügen würde, so müßte der Praktikant diese „praktische Klinik“ belegen, d. h. eine bestimmte Summe dafür einzahlen, die dann den resp. Lehrern zufällt. In kleinen Universitätsstädten, wo das Krankennaterial geringer ist, müßten Internat und Externat ein dreimonatliches sein, während in großen Städten ganz gut sechs Monate dazu verwendet werden können.

Noch praktischer allerdings wäre die Einteilung, die ein ehemaliger Unterrichtsminister Frankreichs vorgeschlagen: die ersten drei Monate auf der stationären Klinik, die nächsten auf der Poliklinik (wo die Kranken ambulant behandelt werden), die dritten wieder auf der Klinik und die letzten drei Monate auf der Poliklinik. Es ist nicht zu verkennen, daß eine solche Ausbildung den Studenten thatsächlich zu einem „praktischen Arzt“ machen muß. Zu diesem Zwecke müßten an allen Krankenhäusern Polikliniken errichtet werden; außerdem auch Stationen für Haut-, Ohren- und Halskrankheiten.

Wir hätten also je ein Jahr für die Klinik der inneren Krankheiten, der Chirurgie und der Frauenheilkunde. Für die Augenheilkunde würden wir noch ein halbes Jahr beanspruchen, während wir die Kinderheilkunde, als praktisches Gebiet, der inneren Medizin zuweisen. Nehmen wir also an, daß für die theoretischen Disciplinen zwei Jahre genügen, und addieren wir sie zu den drei und ein halb für die Kliniken, so ersehen wir, daß das Studium der Medizin notwendigerweise fünf und ein halbes Jahr dauern muß. Im zwölften Halbjahr könnte der Kandidat das Staatsexamen absolvieren.

Bevor wir aber daran gehen, auch die Examina ein klein wenig zu untersuchen, wollen wir nur noch hervorheben, daß man, während man auf der einen Klinik praktiziert, sehr wohl die übrigen klinischen Vorlesungen besuchen kann — und besuchen muß. Eine kleine Kontrolle würde dabei nicht schaden.

III.

Für den zukünftigen Arzt giebt es in Deutschland zwei Examina: das Examen rigorosum, das ihm den Doctortitel giebt, und das ärztliche Staatsexamen, das ihn zum Praktizieren berechtigt. Das erste Examen ist ein formales, das zweite ein reales, ernstes Examen. Nicht jeder „Doktor der Medizin“ kann praktizieren, und nicht jeder praktizierende Arzt muß „Doktor“ heißen; das letztere ist bloß ein Titel.

Aber dieser Unterschied zwischen Staats- und Doctorexamen ist nur noch in Deutschland vorhanden. In Osterreich, Frankreich, Italien zc. kennt man nur ein Examen: wer es bestanden und eine wissenschaftliche Abhandlung (Dissertation oder These) geliefert, bekommt das Recht zum Praktizieren und den Doctortitel. Man schließe hieraus nicht, daß in jenen Ländern das Examen leichter sei. Im Gegenteil. Dabei haben die dortigen Examina noch einen Vorzug, einen moralischen Vorzug.

Wer mit jungen Askulapsjüngern verkehrt, weiß, mit welcher Nichtachtung sie über das sog. Doctorexamen (Tentamen medicum und Examen rigorosum) sprechen. Thatsächlich wird wenig, sehr wenig Wissen verlangt bei der Erteilung des Doctortitels; wer die einigen Hundert Mark eingezahlt, ein paar nichtsagende Fragen beantwortet und eine kleine Dissertation verfaßt, — „fragt mich nur nicht wie“ — wird oft zum „Doctor medicinae et chirurgiae“ promoviert. Dadurch ist im Auslande die Meinung verbreitet, auf den

deutschen Universitäten kaufe man das Doktordiplom, wie weiland zu Philadelphia. Die ganze Handhabung des durchaus nicht rigorosen Examen rigorosum riecht so sehr nach „Geschäft“, daß uns die böse Zunge des Auslandes gar nicht wundern kann.

Auch hierin müßte reformiert werden. Der Dokortitel sollte nur denjenigen bewilligt werden, die nach bestandnem Staatsexamen eine wissenschaftliche Arbeit liefern. Hierdurch könnte so mancher Unfug verhütet werden und den Fakultätskassen blieben doch noch ihre üblichen Einnahmen.

Und nun noch ein Wort über das Staatsexamen. Das Ministerium müßte alljährlich bestimmte Kommissionen zur Abhaltung der Prüfungen ernennen. Nicht allein Professoren, sondern auch Ärzte — wie es unsere Kammern richtig angenommen — sollen Examinatoren sein. Dadurch wird vielleicht jener Unfug verhütet, daß Studenten die Kollegienhefte über die Vorlesungen ihrer Lehrer auswendig lernen und so ohne Verständnis und ohne sonstige Kenntnisse zu besitzen, die Prüfungen bestehen.

Die Meineide in Deutschland.

Von

Ludwig Fuld.

Es war vormals der alte Ruhm unseres Volkes, daß die beschworene Aussage von ihm in einer Weise heilig gehalten, in einem Grade geehrt wurde, wie kaum bei einem andern Volke, und die sprichwörtliche deutsche Wahrheitsliebe wurde oft genug von den Schriftstellern anderer Nationen als eine hervorragende Tugend der Deutschen bezeichnet und anderen als nachahmungswürdiges Vorbild hingestellt. Berücksichtigt man den Umfang, welchen die Anklagen und Verurteilungen wegen Eidesverletzung im Laufe des letzten Jahrzehnts in Deutschland erreicht haben, so muß man unwillkürlich der Erörterung der Frage näher treten, ob jener alte Ruhm auch heute noch in vollem Maße von unserem Volke beansprucht werden kann? Es ist nicht zu leugnen, daß die Zahl der Eidesverletzungen es verbietet, eine unbedingt bejahende Antwort hierauf zu erteilen; ist dieselbe doch eine so erhebliche, daß man nicht mit Unrecht von einer Meineidspest spricht, welche sich einer moralischen Seuche gleich von Tag zu Tag ausbreitet und die verschiedensten Klassen der Gesellschaft zu vergiften droht. Bei der großen Bedeutung, welche diese Erscheinung sowohl für das bürgerliche und politische Leben wie auf die Beurteilung der Sittlichkeit des deutschen Volkes und damit der Höhe seiner Kulturentwicklung besitzt, ist es wohl gerechtfertigt, den Ursachen derselben nachzugehen und die Frage zu beleuchten, welchen Faktoren diese Geringschätzung des beschworenen Wortes vor allem zuzuschreiben ist. Es fehlt nicht an Leuten, welche glauben hierfür vor allem die vielbekannte „Glaubenslosigkeit“ unserer Zeit verantwortlich machen zu müssen, da der Staat glücklicherweise sich endlich dazu ermannt hat, den religiösen Eid, welcher für jede Konfession besonders normiert war, abzuschaffen und durch eine Eidesformel zu ersetzen, die von jedem beschworen werden kann, der an das Dasein Gottes glaubt; so fehlt es nicht an Theologen, welche hierin den letzten Grund der Zunahme der Eidesverletzung erblicken und demgemäß kein anderes Heilmittel anzugeben wissen als die Rückkehr zu dem früheren Rechtszustande, in welchem der Staat unselbständig genug war, durch seine Gesetzgebung zu erklären, daß er der Hilfe der Kirche behufs Erzielung wahrheitsgemäßer Aussagen nicht entraten könne. Dieser Standpunkt ist aber ein ebenso einseitiger wie irriger, und es fehlt durchaus an jedem Anhaltspunkte, der geeignet wäre, in diesen Behauptungen etwas anderes sehen zu lassen als die Verförderung theologischer Einseitigkeit. Nicht die Bestimmungen

des geltenden Rechtes über die bürgerliche Eidesformel verschulden die Vermehrung der Eidesverletzungen, sondern andere Vorschriften desselben. In erster Linie ist in dieser Beziehung der Prozeßgesetzgebung Deutschlands der Vorwurf zu machen, daß sie die außerordentliche Häufung der Eide begünstigt und befördert; nach Maßgabe der Bestimmungen der Civil- und Strafprozeßordnung muß der Richter jeden Zeugen, welchen er vernimmt, vereidigen, und es ist ihm nicht gestattet, die Vereidigung um deswillen zu unterlassen, weil er den Zeugen für unglaubwürdig oder seine Aussage für gänzlich bedeutungslos hält; der Richter ist durch das Gesetz gezwungen, eine Person unter Eid aussagen zu lassen, deren Angaben er trotz ihres Eides jede Berücksichtigung verjagen wird, er ist gezwungen, einen Zeugen zu vereidigen, welcher über den Gegenstand der Vernehmung überhaupt nichts weiß. Es ist klar, daß hierdurch einerseits zahlreiche Eide hervorgerufen werden, die ohne dieses falsche System sehr wohl hätten vermieden werden können, und andererseits der Richter oft genug in der Lage sich befindet, indirekt die Ausleistung eines Meineides veranlassen zu müssen. Richter, welche für die soziale Bedeutung des Verbrechenverständnisses haben, was allerdings nicht bei allen Richtern der Fall ist, empfinden diesen Zwang des Gesetzes schwer, und sie betrachten es mit Recht geradezu als eine unwürdige Unfreiheit, der sie infolge dieses verfehlten Systems des Gesetzes unterworfen sind; der Richter muß die Befugnis besitzen, die Vereidigung eines Zeugen sowohl wegen dessen Unglaubwürdigkeit als auch wegen der Bedeutungslosigkeit der Aussage unterlassen zu dürfen, und in einer Reform des Prozeßrechtes in diesem Sinne ist der erste Schritt zur Besserung der gegenwärtigen Zustände zu erblicken. Soll aber der Richter in der Lage sein, sowohl über den Zeugen selbst wie über dessen Aussagen sich ein zutreffendes Urteil zu bilden, so muß die Bestimmung des geltenden Rechtes, wonach der Eid vor, nicht nach der Aussage zu leisten ist, beseitigt werden; erst nachdem die Aussage abgegeben ist, kann sich der Richter in der einen und anderen Richtung schlüssig machen, nicht aber schon vor diesem Zeitpunkt, wo ihm jede Handhabe und Unterlage hierzu durchaus abgeht. Die Ersetzung des Vereides durch den Nacheid ist aber auch um deswillen erforderlich, weil letzterer in weit höherem Maße geeignet ist, die Wahrheitsliebe des Zeugen zu beseitigen und zu wecken, als ersterer, und es ist unbestreitbar, daß die seit 1879 erfolgte allgemeine Einführung des Vereides ein höchst beklagenswerter Schritt war, es ist nicht zu bezweifeln, daß sie an der Zunahme der Meineide die Mitschuld trägt. Die Erfahrungen, welche man in den altpreussischen Provinzen seit 1879 gemacht hat, wofelbst vor diesem Jahre der Eid in Form des Nacheides geleistet wurde, sind in dieser Beziehung ebenso genügend wie beweiskräftig.

Den beiden Reformen müßte sich eine dritte anschließen; nach der Strafprozeßordnung ist es nämlich dem Zeugen, welcher eine Aussage machen soll, die ihm zur Unehre oder Schande gereichen wird, nicht gestattet, sein Zeugnis zu verweigern; der Gesetzgeber hat hierdurch einen Mangel an psychologischem Verständnis bewiesen, der sich bitter gerächt hat und rächt, und niemand kann es leugnen, daß so mancher Meineid vermieden würde, wenn der Zeuge die Befugnis hätte, die Aussage in allen Fällen abzulehnen, in welchen er sich durch sie die öffentliche Mißachtung zuziehen würde. Die früheren Gesetzgebungen anerkannten eine solche Befugnis des Zeugen, und es ist für die Strafprozeßordnung aller Anlaß vorhanden, in Ansehung dieses Punktes zu dem früheren Rechte zurückzukehren. Zur Verminderung der Eide dürfte auch zu erwägen sein, ob es wirklich unbedingt geboten ist, auch in dem unbedeutendsten Civilprozeß den Eid als Beweismittel schlechthin zuzulassen; es macht doch einen eigenen, unseres Erachtens gerade nicht wohlthuenden Eindruck, wenn das Gesetz dem Hinzu gestattet, die Thatsache, daß er von Kunz fünfzig Pfennig zu fordern habe, eidlich zu erhärten, und es wäre sicherlich ein Fortschritt, wenn man in diesen und ähnlichen Bagatellsachen den Eid durch ein anderes Beweismittel ersetzte. Schwierig ist diese Ersetzung aller-

dings; aber wir können nicht zugeben, daß sie unmöglich ist. Das Gesetz müßte weiter die feierliche Form, in welcher sich die Eidesleistung vollziehen sollte, aber nicht vollzieht, wieder herzustellen suchen; dem gemeinen Manne imponiert die beklagenswerte Formlosigkeit, welche die Eidesleistungen in Deutschland heute kennzeichnet, absolut nicht; nur das, was in feierlichen Formen zum Ausdruck kommt, macht einen nachhaltigen Eindruck auf ihn, und wir sind fest davon überzeugt, es stünde um die Heiligkeit des Eides in Deutschland weit besser, wenn derselbe nicht regelmäßig unter Umständen ausgeleitet würde, die der feierlichen Würde durchaus entbehren. Wir enthalten uns der naheliegenden Aufgabe, Vorschläge über die Förmlichkeiten zu machen, die bei der Eidesleistung zu beobachten wären. Wenn man einmal einer französischen oder englischen Gerichtsverhandlung beigewohnt hat, braucht man um Vorbilder in dieser Richtung nicht verlegen zu sein.

Selbstverständlich sind wir nicht der Ansicht, daß durch die Reform der geltenden Prozeßgesetzgebung in den bezeichneten Punkten die Eidesverletzungen zum größten Teile beseitigt würden; aber davon sind wir fest überzeugt, daß der bedeutlichen progressiven Bewegung derselben dadurch ein Halt geboten werden wird. Hand in Hand mit diesen Reformen muß eine unerschütterlich strenge Bestrafung der Eidesverbrechen gehen, woran es die Gerichte vielfach fehlen lassen. In einer Zeit, in der dieses Verbrechen so ungemein oft, mit einer so grenzenlosen Frivolität verübt wird, muß die Reaktion dagegen auch eine schärfere und strengere sein; es muß von den schweren Strafen, welche das Gesetz dem Meineid androht, in ihrer vollen Strenge Gebrauch gemacht und mildernden Umständen bei der Strafzumessung nur in Ausnahmefällen das Wort geredet werden. Die Gesellschaft und der Staat haben ein dringliches Interesse daran, daß durch inhaltreiche und wirkungsvolle Strafen den weitesten Schichten der Bevölkerung jeder Zweifel darüber genommen wird, daß der Meineid eines der schwersten Verbrechen ist, welches die moderne Gesetzgebung kennt. Wenn so einerseits in regressiver Weise gegen die Meineidspest eingeschritten wird, wenn andererseits durch präventive Vorschriften die Gesetzgebung der Begehung von Eidesverletzungen vorzubeugen bemüht ist, so darf die Hoffnung gehegt werden, daß wir in verhältnismäßig kurzer Frist eine ricklängige Bewegung dieser Verbrechen zu verzeichnen haben werden. Möge aber die Gesetzgebung mit Ausführung der als notwendig zu bezeichnenden Reformen nicht lange warten; denn je weiter sich die moralische Seuche ausbreitet, um so schwieriger wird ihre Bekämpfung und Vertilgung, um so schärfer und schonungsloser muß gegen sie vorgegangen werden, und nicht nur für somatische, sondern auch für moralische Erkrankungen gilt das alte Wort: Quod medicamentum non sanat ferrum sanat, quod ferrum non sanat ignis sanat, quod ignis non sanat sanari non potest, was die Arznei nicht heilt, heilt das Messer, was das Messer nicht heilt, heilt das Feuer, was das Feuer nicht heilt, kann nicht geheilt werden.

Fremdenpolizei.

Von
Heinrich Kana.

Wer kennt nicht das typische Bild des Fremden, wie man ihm in den Sommermonaten in allen größeren Städten Europas begegnet: ein „echt englisch“ gekleidetes Menschenkind, mit einem Operngucker, einem Sonnenschirm, einem Reisehandbuch und einem ratlosen Gesicht bewaffnet. Die belebteren Straßenecken üben auf den Armen eine besondere Anziehungskraft aus. Hier pflanzt er sich auf, starrt der Reihe nach in alle vier Weltgegenden, versenkt ab und zu seine Nasenpitze in sein Reisehandbuch, um sie bald

darauf wieder in heller Verzweiflung daraus zu erheben. Denn selbst das verständigte Reisehandbuch hat bekanntlich Momente, wo es sich, wie die Juristen sagen, in einem Zustand augenblicklicher Sinnverwirrung befindet. Dann phantasiert es von Strafen, die längst verbaut sind oder ihren Namen geändert haben, von Läden, in denen schon vor Jahren der Kehraus stattgefunden hat, von Sehenswürdigkeiten aller Art, die von der Erdoberfläche verschwunden sind. Am stärksten ist es, daß den Reisehandbüchern zuzeiten die Fähigkeit, zwischen rechts und links zu unterscheiden, gänzlich abzugehen scheint. Diese Psychosen der Reisehandbücher, die mit dem zunehmenden Alter immer häufiger auftreten, sind allen Menschen wohlbekannt — mit Ausnahme desjenigen, der zufälligerweise gerade eines in der Hand hält. Der schwört auf die Zuverlässigkeit des feinen, und nichts ist drölicher als der hartnäckige Kampf, in den er sich voll Begeisterung einläßt, um der Stadt, wie sie sich in seinem Reisehandbuch und darum in seinem Kopfe malt, gegenüber der Stadt, wie sie sich im Laufe der Zeit wirklich entwickelt hat, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Am weitesten trieb es darin jener Engländer, der eines schönen Tages einen Wäscheladen in der Leipzigerstraße betrat, daselbst mit dem größten Gleichmut ein Diner in sechs Gängen für sich, Madamly seine Gattin und die drei Misses Töchter, die im Gästemarkt hinter ihm her angerückt kamen, bestellte, und ungeachtet aller gegenteiligen Vorstellungen des Ladenbesizers von seinem Verlangen nicht abzubringen war, da sich kein „Murray“ aus seinen Jugendjahren daran erinnerte, daß in dem betreffenden Lokal einmal ein Restaurant bestanden hatte. Und Lord O konnte es nicht zugeben, daß sich ein Restaurant ohne die Zustimmung seines „Murray“ in einen Wäscheladen sollte verwandeln dürfen. Wenn nun auch nicht alle Fremden jenem Engländer gleichen, so kostet es doch einen jeden eine gewisse Überwindung, bis er sich entschließt, den alleinseligmachenden Glauben an sein Reisehandbuch aufzugeben. Hat er sich aber dazu entschlossen und sich dazu aufgefaßt, sich an die Passanten um Erteilung einer Auskunft zu wenden, dann beginnt der zweite Akt dieser Tragikomödie der Ratlosigkeit. Natürlich giebt ihm der erste überhaupt keine Antwort, der zweite eine grobe, der dritte eine unklare, der vierte ist ein Spaßvogel, der sich zunächst eingehend nach dem Beruf, dem Lebensalter und den Familienverhältnissen seines armen Opfers erkundigt, dann achselzuckend erklärt, die gewünschte Auskunft nicht erteilen zu können, dafür aber den Fremden recht inständig bittet, einen Herrn Müller in Buxtehude herzlich grüßen zu wollen. Dann kommt ein fünfter, dessen Wesen kein rechtes Vertrauen einflößt, endlich ein sechster, der in sehr klarer und unzweideutiger Weise Bescheid zu geben vermag, bis sich seine Auskunft nach einer halben Stunde ärgerlichen Umherirrens ebenso klar und unzweideutig als ein Mißverständnis oder eine Mystifikation erweist. Die Tragikomödie schließt gewöhnlich damit, daß der Fremde über die Unannehmlichkeiten die Annehmlichkeiten des Reisens vergißt, und hoch und heilig schwört, nie wieder eine Reise zu thun. Heutzutage aber, wo die Parole der Sommermonate lautet: „Lasset die Fremden zu mir kommen,“ wo ganze Gewerbszweige einen regen Fremdenverkehr zur Voraussetzung haben, ist es wohl schon ein Gebot der Klugheit, jedermann den Aufenthalt in der Fremde so angenehm als möglich zu machen. Und jene Unannehmlichkeiten, so unbedeutend sie auch erscheinen mögen, sie wirken doch verstimmend. Man muß daher an ihre Beseitigung denken. Und ließe sich dieses Ziel nicht vielleicht dadurch erreichen, daß jede Stadt, die auf einen regen Fremdenverkehr Wert legt, aus ihrer Polizei ein Corps detachierte, dessen ausschließliche Aufgabe es wäre, den Fremden jederzeit alle erforderlichen Auskünfte zu erteilen. Zu diesem Behufe müßte man die Mitglieder dieses Corps mit einer leicht kenntlichen Uniform versehen und sie überall dort postieren, wo erfahrungsgemäß der stärkste Andrang von Fremden zu gewärtigen ist. Sie wären anzuweisen, den letzteren mit ihrer Lokalkenntnis in allem und jedem auszuweichen: es

ihnen also nicht bloß zu erleichtern, sich in den Straßen zu rechtzufinden, sondern ihnen über ihr Verlangen auch zu sagen, wo sie ein gutes Mittagessen bekommen, wo sie ein Bad nehmen, ihren Abend verbringen, ihr Geld wechseln können u. c. Sie würden mit einem Wort die fleischgewordene Ergänzung des Reisehandbuchs vorstellen. Natürlich müßten die Mitglieder dieses Corps eine entsprechende Ausbildung genießen, um solchen Anforderungen genügen zu können, und nur Leute von bedeutenderer Intelligenz und — worauf hauptsächlich Gewicht zu legen wäre — von angenehmen Umgangsformen und mit Sprachkenntnissen hätten eine Anwartschaft darauf, in dieses Corps aufgenommen zu werden.

Von den gegenwärtig bestehenden Einrichtungen ist keine geeignet, den Aufgaben zu entsprechen, die dieser Fremdenpolizei zufielen. Am ehesten käme hierin der Hotel-Lohndiener in Betracht. Aber man kann sich nicht immer und nicht überall hin vom Lohndiener begleiten lassen. Das ist zu kostspielig, abgesehen davon, daß man oft Wege hat, die man der Kenntnis des Lohndieners zu entziehen wünscht. Dienstmänner, Stadttträger u. c. flößen dem Fremden nicht das nötige Vertrauen ein. Der Schutzmann hat nicht die Zeit, um ihm ausführlich Rede zu stehen. Auch er besitzt übrigens selten eine allseitige Lokalkennntnis. Die Schaffung einer eigenen Fremdenpolizei ist also dringend notwendig. Ein Gang durch die Friedrichsstraße müßte jedemann davon überzeugen. Scharfweise begegnen einem auf Schritt und Tritt Fremde aus aller Herren Ländern. Und immer wieder kann man die Beobachtung machen: ein Drittel ihrer Zeit vergeht mit Suchen, das zweite mit Fragen und nur von dem dritten haben sie einen wirklichen Genuß. Wem der Sinn für die Pflichten der Gastfreundschaft, die ein großes Gemeinwesen seinen Besuchern schuldet, nicht vollständig abgeht, der muß sich verwundert fragen, wie sich in einer Weltstadt derartige Erscheinungen herausbilden können, ohne daß man daran dächte, Abhilfe zu schaffen. Berlin ist darum vor allem verpflichtet, hierin die Initiative zu ergreifen. Besteht die Fremdenpolizei erst sechs Monate lang, dann wird man es nicht begreifen, wie man so lange Zeit ohne eine solche auskommen konnte.

Lebensgemeinschaften.

Von

Dr. Theodor Jaensch.

(Fortsetzung.)

Kälte und Trockenheit: das sind, abgesehen von den höheren Hitzegraden, die in der Natur gemeinhin nicht mehr vorkommen, die Grenzen, welche der Ausbreitung des pflanzlichen Lebens gesetzt sind. Da aber, wo keine andere Pflanze mehr gedeihen will, finden wir Flechten. Auf den Eis- und Schneefeldern des hohen Nordens und Südens, an den sturmumtosten Felsen der Hochgebirge und den umbrandeten Klippen des Meeres, in der brennenden Sonnenglut der Wüsten treffen wir sie als letzte Spuren des Lebens. Wie vorgedrungene Siedlinge der Pflanzenwelt, und damit des Lebenden, finden wir sie in den entlegensten Gegenden des Erdballs; wohin auch bis jetzt nur der Mensch gelangt ist. Grenzenlose Ode umgiebt ihn, wo sie nur noch weilen.

Vergleichen kann eine freilebende Alge nicht leisten — obgleich es solche giebt, die sogar in heißen Quellen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben; und auch der Pilz kann es nicht. Er würde verhungern, die Alge vertrocknen. Im Flechtenverbande aber saugen seine wassergierigen Zellfäden selbst die in geringer Menge in der Luft vorhandene Feuchtigkeit auf; sie schützen mit ihrem eigenen Leibe auch die von ihnen umspinnene Alge gegen Verdunstungsverlust; sie befestigen sie, und sie sichern sie auch vor Verletzung. Sie selber aber sind von dem ihnen ihrer sonstigen Wesenheit nach unentbehrlichen

Näheboden unabhängig geworden: tragen sie ihn doch gewissermaßen lebend mit sich. So können sie ihren Wohnort denn aufschlagen, wo sie wollen. Ihre und der Algen Gemeinschaft aber bereitet im Laufe der Zeiten anderen, schon anspruchsvolleren, Wesen den Boden auf vordem unfruchtbarem Gestein. Indem sie sich in seine feinsten Risse und Spalten schmiegelt, die vielleicht eben erst der Frost erschlossen hat, in sie eindringt, zerlegend und auflösend zur Verwitterung beiträgt, und mit dem verwitternden Staube ihre sterblichen, schließlich verwesenden Reste vermengt, ebnet sie den Weg für nachkommende Geschlechter ihrer eigenen und höherer Artung. So sind die Flechten nicht bloß Sendboten, sondern auch Vorläufer der Besiedelung der Erde; und wenn wir die Algen auch als die ältesten pflanzlichen Wesen betrachten müssen, und die Pilze erst nach ihnen kommen mußten, ehe sich Flechten entwickeln konnten, so war doch erst die Vereinigung beider im Stande, sich aus den Niederungen der Feuchtigkeit zu erheben und in der Heimat der Winde ihren Wohnort aufzuschlagen. Gar manche Alge und gar mancher Pilz mögen verschlagen worden und zu Grunde gegangen sein, ehe sich zwei zusammensanden, und, die erste Flechte bildend, sich den neuen Verhältnissen anzubequemen verstanden.*

* * *

So gewinnt ein Gebiet der Botanik, das früher so dürr und trocken erscheinen mochte, wie äußerlich sein Gegenstand, im Lichte genauer Erforschung Leben und ungeahnte Bedeutung. In der That sind die Flechten das ausgeprägteste Beispiel vollkommener Lebensgemeinschaft. Aber es giebt noch genug der hierher gehörigen Beziehungen, die unsere Aufmerksamkeit in gleich hohem Maße erregen müssen; ja zum Teil erscheinen sie, wenn auch nur auf den ersten Blick, fast noch auffallender.

Weiben wir zunächst bei den Fäulen, wo sich Pflanzen mit Pflanzen, oder Tiere mit Tieren verbünden, so sind vor allem die überraschenden Ergebnisse der Ernährung wert, welche Frank, Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, bei seinen Untersuchungen der Wurzeln unserer Waldbäume und ihrer Verzweigungen im Boden erhalten hat. Es handelt sich dabei um Ergebnisse, welche unsere Anschauungen von der Ernährung vieler von ihnen auf ganz neue Grundlagen gestellt haben.

Nur beiläufig brauche ich zur Verständlichmachung dieser Dinge auf den allgemeinen Bau der Pflanzenwurzeln einzugehen. Jede Wurzel, wenigstens bei den höheren Gewächsen, unterscheidet sich durch eine Eigentümlichkeit ihres Wachstums von den oberirdischen Pflanzenteilen. Diese wachsen an der Spitze. Die Wurzel aber wächst hinter der Spitze; und daselbe thut jede ihrer Auszweigungen. Alle ihre Endigungen schieben dadurch eine feste, schon früh gebildete Kappe, die sogenannte Wurzelhaube, vor sich her, während sie infolge ihrer eigenen Verlängerung den Boden durchwuchern. Sie bedienen sich auf diese Art förmlich eines natürlichen Bohrers, der ihnen das Eindringen in weniger lockere Schichten erleichtert; ja, dieser Bohrer ist sogar gewissermaßen eingestülpt, denn um ihn scheidet die Wurzel Säuren und andere ätzende Stoffe aus, die auf ihre Umgebung auflösend einwirken, und ihm so gestatten, auch härterem Gestein und Erdreich beizukommen. Es ist ein stehender Lehrversuch, Pflanzenwurzeln, nachdem sie eine ihnen zugemessene Erdschicht durchwuchert haben, an einer den Boden des umhüllenden Gefäßes bildenden Marmorplatte entlang weiterwachsen zu lassen; sie verzeichnen dann mit größter Genauigkeit ihre Spuren auf der Platte, und man kann die Abbilder mit Leichtigkeit durch Abwaschen sichtbar machen.

* Zu bemerken ist übrigens noch, daß man außer den gewöhnlichen Flechten auch sogenannte Wasserflechten kennt, die ebenfalls aus Pilz und Alge, aber unter Wasser lebender Arten, bestehen. Sie unterscheiden sich jedoch wesentlich in ihrem Aussehen von den Flechten, da bei ihnen die Algen Zellhäute bilden, welche von den Pilzfäden einzeln scheidenartig umhüllt werden, so daß die ganzen Genossenschaft mehr als kleine, grüne Käschchen erscheinen.

Nicht an dieser Spitze, wohl aber gleich hinter ihr, wo die wachsende Schicht sich befindet, bilden die Oberhautzellen eine dünne wandige Ausstülpung, die sogenannten Wurzelhaare. Sie sind so zart gebaut, daß sie nur während einer ganz kurzen Zeit dem allgemeinen Lebenskreislauf dienen können; bald vertrocknen sie und schrumpfen ein; ein toter, unbrauchbarer Rest. Daher kann man selbstverständlich nur eine Strecke weit hinter den jüngsten überhaupt noch lebende, leistungsfähige Wurzelhaare nachweisen; Ersatz und Verbrauch bedecken sich fortwährend; hinten sterben sie ab, vorne entstehen neue, jüngere. Diese Wurzelhaare sind bei Landpflanzen die einzigen Teile, die die regelmäßige Aufnahme des Bodenwassers und damit der nötigen Nahrungssalze vermitteln.

Bei vielen Pflanzen fehlen nun trotzdem diese Wurzelhaare.

Aber solche Gewächse, zu denen ein großer Teil unserer waldbildenden Bäume gehört, brauchen deshalb doch nicht zu verhungern. Genauere Untersuchung lehrt, daß ihnen die Wurzelhaare, welche nicht zur Ausbildung kommen, durch fremde Hilfe ersetzt werden. Dabei ist die Einrichtung derartig, daß die Wurzelhaare ihre natürliche Bestimmung gar nicht wärden erfüllen können, wenn sie auch da wären.

Das Mittel, welches hier an Stelle der Saughaarbekleidung tritt, ist die sogenannte Verpilzung der Wurzeln.

Frank fand bei seinen Untersuchungen an zahlreichen Waldbäumen aus allen Teilen Deutschlands folgendes. Während die Wurzeln im allgemeinen eine starke Neigung zu sonst nicht bei ihnen beobachteter forallensförmiger Verzweigung zeigen, erweist sich im einzelnen jedes ihrer Zweigstücke, in seiner ganzen Länge, einschließlich der Spitze, von einer gleichmäßigen Scheide durcheinander geschlossen, verfilzter Zellwände eingehüllt. Diese Scheide ist bald dichter, bald lockerer; meist aber schließt sie lückenlos zusammen; und immer wächst sie gemeinsam mit der Wurzelkappe weiter, vor ihr her. Oft gehen einzelne Fäden seitwärts aus dem Filzgeflecht für sich in den umgebenden Erdboden ab, bald hierhin, bald dorthin ihn durchwuchernd, und schon dadurch deutlich ihre Pilznatur erweisend. Denn sie unterscheiden sich in nichts von den Pilzfäden der Flechten und überhaupt von den Zellwänden der eigentümlichen Artung, wie sie alles Pilzgewebe zusammensetzen.*

Dieser Pilzmantel tritt an Stelle der Wurzelhaare. Seine Fäden saugen die Feuchtigkeit des Bodens ein; und da sie mit der Oberhaut der frischen Wurzelteile auf das innigste verwachsen sind, so leiten sie die Nahrungssalze des Bodens zu; vollkommener noch, als dies die natürlichen Wurzelhaare vermöchten. Denn da der Pilzmantel schon an den jungen Keimpflanzen solcher Bäume auftritt, und lückenlos weiterwächst, die Wurzel in all ihren Verzweigungen stetig begleitend, so hüllt er selbst bei den mächtigsten Riesen des Waldes das gesamte Wurzelbereich ein; und seine Leistung ist ein Vielfaches der, die die stets nur an den allerjüngsten Teilen lebensfähigen Wurzelhaare vollbringen könnten. Man muß sich das nur anschaulich vorzustellen suchen. Wie eine vieltausendfingerige Riesenhand krallt sich die Wurzel eines solchen Baumes in die Erde. Die Finger sind an ihren Enden fadenförmig; sie verzweigen sich, und wachsen an der Spitze immer weiter. Aber die Riesenhand steckt in einem Riesenhandschuh, der wie angegossen sitzt. Wächst sie, so wächst er mit; dehnt sie sich aus, so dehnt er sich mit; wachsen ihr neue

* Es muß hier bemerkt werden, daß es sich nicht etwa um die Wurzeln von Pilzen, sondern um Pilze selbst handelt. Das, was man bei den bekannten größeren Pilzen oder Schwämmen, wie beim Champignon, beim Champignon, beim Fliegenpilz u. s. w., auf den ersten Blick für die im Boden zurückbleibende Wurzel zu halten geneigt sein möchte, wenn man etwa den huttragenden Strunk herausreißt, ist in Wirklichkeit der eigentliche Körper, der wahre Pilzleib (das sogenannte „Lager“). Dieser wuchert eben in der Erde, wie in anderen Fällen unter der Rinde eines Baumes, stets getrennt vom Lichte; was er, oft, wie nach anhaltenden Regengüssen, in sabelhafter Schnelligkeit und Uppigkeit, über den Erdboden herausendet, ist sein Fruchtkörper. Der Champignon, der gesammelt und gegessen wird, ist keine ganze Pflanze, sondern nur etwa vergleichbar dem Apfel samt seinem Stiel.

Finger, so wachsen ihm neue Fingerlinge: und immer paßt er. Nur da, wo die Finger am dicksten sind: an den ältesten Teilen; da ist er geplatzt und hat Lücken; aber da hat auch die Hand selbst ihre ursprüngliche Frische nicht mehr: die Haut ist ihr rauh geworden und aufgeprungen; sie hat sie abgeschorft, und mit ihr zugleich die Bekleidung abgeworfen; die Wunden aber sind vernarbt: verforrt. An diesen Stellen können die Wurzeln freilich nicht mehr der Aufsaugung von Nährstoffen dienen; aber das thun sie auch bei anderen Pflanzen nicht.

Hierin liegt der eine ungeheure Vorteil, den der Baum von seinem scheinbaren Schmarohergäste zieht. Ein zweiter aber ist noch sehr wahrscheinlich. Denn wie die Pilze auf lebeweltliche Nahrung angewiesen sind, so sind hinwiederum die gewöhnlichen, laubgrünbildenden Pflanzen nicht im stande, fertige kohlen- und stickstoffhaltige Nahrung aus verweirten Moderresten aufzunehmen. Trotzdem zeigt die Erfahrung, daß die fraglichen Bäume, wie Eichen, Buchen, Tannen, in anderem als Waldboden, der sich doch eben durch seinen Gehalt an Moder- oder Dammerde auszeichnet, nur kümmerlich gedeihen; daß sie also doch gerade auf verweirte Bodenbestandteile angewiesen sind. Sie müssen also wohl auch Nutzen aus diesen ziehen; sei es mittelbar oder unmittelbar. Es giebt Pflanzen, bei denen das letztere der Fall ist: eine der bestauntesten ist der sogenannte Fichtenspargel;* ein bleiches, den Wintergrünarten verwandtes Gewächs mit dickem, fleischigem Stengel, und einer einseitigen Traube von glodigen Becherblüten. Er wächst nur in Wäldern im Schatten der Bäume und zieht seine Nahrung allein aus der Erde; aber er thut dies auch nur mit Hilfe des Pilzes, in dessen Geflecht er sich festgesetzt hat. So ist hier der Pilz zum Ernährer, das Blüthengewächs zum Schmaroher geworden; ein Fall, der bis jetzt fast einzig in der Pflanzenwelt dasteht.

Von Gleichem kann bei den Bäumen des Waldes keine Rede sein. Allein da es sicher ist, daß der Pilz ihrer Wurzelbekleidung sich von den modernden Stoffen des Bodens ernährt, auf die er doch ohne den Baum sogar ganz angewiesen sein würde, so ergibt sich schon hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit, daß sie wenigstens zum Teile auch hiervon Nutzen ziehen, und sich auch diese Seite seiner Fähigkeit dienstbar machen werden. Das Verhältnis stellt sich also so, daß der Baum den Kohlenstoff, der Pilz den Stickstoff in brauchbarer Form für den gemeinsamen Haushalt liefert; und der Austausch beider Erzeugnisse durch die frischen Teile der Wurzeloberhaut vor sich geht, die mit den Pilzfäden verwachsen sind.

Es ist bemerkenswert, daß die Wurzelverpilzung bei bestimmten, und gerade bei bestandbildenden, gesellschaftlich lebenden Bäumen auftritt; sowie, daß sie hier eine durchgängige Erscheinung ist. Eine Baumart, wie die Eiche, bei der die Verpilzung überhaupt beobachtet wird, zeigt sie in der Natur fast immer; wenigstens hat Frank, obgleich er Wurzelproben aus allen Teilen der Erde zur Verfügung hatte, keine Ausnahme hiervon entdecken können. Nicht minder merkwürdig ist es, daß gewisse natürliche Verwandtschaftsgruppen die Verpilzung in allen ihren Arten zeigen. Alle Becherfrüchtler: also außer den Eichen auch die Buche, Hagebuche, die echte Kastanie („Marone“), die Haselsträucher u. s. w., weisen die Erscheinung auf. Das Gleiche gilt von vielen Nadelhölzern: wie von der Kiefer, Fichte, Tanne, Lärche; und eine andere Art der Wurzelverpilzung, die Innenverpilzung („endotrophische“ nennt sie ihr Entdecker) hat Frank bei allen Heidegewächsen: bei der gemeinen Heide, der Heidel- und Preiselbeere, der Besenheide,** dem Sumpfsport und der Alpenrose, sowie bei allen fremdländischen Azaleen*** und Rhododendren**** nachgewiesen: womit die gärtnerische Erfahrung

* *Monotropa Hypopitys.*

** *Azalea procumbens.*

*** Blumenheiden.

**** Rosenheiden oder baumartigen Alpenrosen.

stimmt, daß man alle diese Gewächse nur in frischer, sogenannter „Heideerde,“ die gleich der Walderde moderhaltig ist, ziehen kann. Auch die Linde soll nach einigen Angaben zu den Bäumen mit verpilzenden Wurzeln gehören; wogegen ebenso beständig andere, als Eichen und Kiefern (Ulmen), sowie unsere Obstbäume, sich als gänzlich unverpilzt erweisen.

Die Pilze, die sich solcherart mit geeigneten Baumwurzeln verflechten, sind schon im Boden vorhanden, wenn die junge Pflanze keimt. Sie durchziehen ihn nach allen Richtungen mit ihren feinen Lagerfäden; und es ist bei dieser Beschaffenheit des Waldbodens kaum anders möglich, als daß Pilzfäden und Wurzeln überall sehr bald aufeinander treffen; worauf dann der Pilz alsbald die Arbeit des Umspinnens beginnt. Hat er ein Wurzelstück einmal erfaßt, so verläßt er es auch nicht mehr wieder, sondern unwächst von hier aus die ganze Wurzel des selben Baumes. Frank hat sogar eine Anzahl bestimmter Pilzarten festgestellt, deren Lagerkörper ein solches Verhältnis eingehen; denn es gelang ihm zu beweisen, daß die vom Pilzmantel ausgehenden Fäden, in ihrem Verlaufe durch den Boden weiter verfolgt, in Verbindung mit wohlbekannten pilzlichen Fruchtkörpern standen. So fand er mehrere, darunter die sogenannte deutsche Trüffel (*Tuber aestivum*), besonders in Buchenwäldern an der Wurzelverpilzung teilnehmend; andere vorherrschend unter Fichten: darunter den als Allerweltsbürger bekannten giftigen Fliegenchwamm. Diese Ergebnisse weisen auch wieder darauf hin, daß der Dienst, den sich Pilz und Baumwurzel leisten, ein gegenseitiger sein muß; jedesfalls ist es auffallend, und spricht mit für diese Auffassung, daß die erwähnten beiden, nebst vielen anderen Pilzarten, fast nur in Wäldern gedeihen und sonst nirgends gefunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Über Popularisierung der Wissenschaften.

Von

Dr. Paul Otto Schmidt.

Adolf Graf von Schack sagt in einer Sammlung von Aphorismen: „Popularisieren heißt entgeistigen“ und scheint damit in verächtlicher Weise kennzeichnen zu wollen, wie z. B. eine philosophische Idee oder ein Resultat wissenschaftlicher Forschung, ein Kunstwerk u. den eigensten lebendigen Inhalt verliere und mehr oder minder zu einem toten Schema, einer leeren Form erstarrt, wenn sie aus dem engen, geistig hoch stehenden Kreise der Eingeweihten, wo sie erzeugt und groß geworden, in die breite Masse des „profanum vulgus“ hinabsteige.

Gewiß ist dieser Ansicht die volle Berechtigung nicht abzuspochen, wenn man unter „Popularisieren“ jenes wohlfeile Zurechtshneiden und Zusutzen, jene plumpe Anpassung an den beschränkten Gesichtskreis und die langsame, schwerfällige Fassungskraft des großen Haufens versteht. Der „Populus“ ist ja aber nicht das „Vulgus“: Das Volk nicht der Böbel; und überdies kann ja doch nicht jeder, auch der noch so Begabte, geistig noch so hoch Stehende in jedem Fache „Eingeweihter“ sein. Was hätten überhaupt alle jenen schönen Dinge, die nur unter sorgfältiger, kostspieliger Pflege, gewöhnlich nur in besonderen von Staats wegen errichteten und unterhaltenen Treibhäusern mühsam aufgezogen und zur Blüte und Frucht gebracht werden können, für einen Wert, wenn immer nur ein kleiner, allein damit beschäftigter Kreis sich an ihnen erfreuen und von ihnen Nutzen zu ziehen vermöchte? Sollten die übrigen davon nicht mehr haben dürfen, als die Möglichkeit, nach unverhältnismäßig großen Opfern von Zeit und Geduld, womöglich mit völliger Aufgabe ihrer gewohnten Beschäftigung, in jene exklusiven Kreise der Eingeweihten aufgenommen zu werden?

Wir möchten jener falschen Popularisierung oder vielmehr

„Vulgarisierung“ der Wissenschaften durchaus nicht das Wort reden; aber wäre es nicht ein billiges Verlangen, die wichtigsten Dinge jeder einzelnen Wissenschaft in einer Form zum Konsum anzubieten, welche die ausgiebige Assimilation, das volle Verständnis jedem höher Gebildeten ermöglicht, auch wenn er in dem betreffenden Fache nicht heimisch, auch wenn er nicht zu den „Eingeweihten“ gehört? Freilich wäre erst zu erweisen, ob darunter weder die Wissenschaft leiden, noch diejenigen, welche sie auf diese Weise in sich aufnehmen, zu Schaden kommen könnten. Man könnte nämlich die Frage aufwerfen, ob denn wirklich — selbst bei thatsächlich sich fühlbar machendem Bedürfnis — für jeden Gebildeten die Möglichkeit einer vielseitigen Geistesbildung von Vorteil wäre; ja, ob nicht vielleicht eine allzugroße Wißbegierde, etwa wie eine übermäßige Ghlust überhaupt vom Übel und es nicht auch auf geistigem Gebiete besser wäre, auf die Nahrung zu verzichten, die einem aus diesen oder jenen Gründen nicht zugänglich ist. Diese Fragen sind nicht so absurd, als es den Anschein hat. In der That bekommt nicht jede Art von materieller oder geistiger Nahrung jedem, der sie in sich aufnimmt, gleich gut. Selbst in dem Falle, daß sie überhaupt assimiliert, verdaut wird, nützt sie nicht immer so, wie sie nützen soll. Sie vermehrt oft nicht die Leistungsfähigkeit des Organismus, erzeugt keine Kraft, wird überhaupt nicht irgendwie verwandt, sondern einfach im Körper, bezw. Gehirn aufgespeichert. Dadurch entsteht dann leicht jener Zustand, den man bekanntlich „Fettucht“ nennt und der auf materiellen wie geistigen Gebiete gleich ungesund oder mindestens unästhetisch ist.

Wie aber dieses Übel auf materiellem Gebiete nicht immer mit einem allzugroßen Appetit verbunden zu sein pflegt, ja dieser sogar häufig infolge mangelhafter Umgestaltung der Körpersubstanz fehlt, so tritt es auch auf geistigem Gebiete keineswegs immer mit allzugroßer Wißbegierde, mit unstillbarem Wahrheitsdrang, sondern zu allermeist mit dem geraden Gegenteil davon auf. Nicht die Universalisten, die alles wissen wollen, sondern die Spezialisten, die gern mit ihrem „ignorabimus“ kokettieren, leiden am häufigsten daran.

Weil es nämlich den Spezialisten, besonders denen gewöhnlichen Schlagens, viel mehr auf den Wissensstoff (die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen rein an sich), als auf deren Wert für das gesamte menschliche Wissen, ja für den vollen ganzen Menschen überhaupt, ankommt, so unterlassen sie über dem Zusammensuchen, Aufheben und Aufspeichern, über dem Sortieren, Registrieren und Klassifizieren leicht die strenge Wertprüfung der einzelnen Sachen. Da nun auf diese Weise nur sehr schwer etwas ausgeschieden wird, so sammelt sich — selbst bei den bescheidensten Fortschritten der Forschung in dem betreffenden Fache — der Wissensstoff sehr bald zu jener beängstigenden, erdrückenden Masse an, die jedes unbefangene Urteil erschwert, jeden freien Aus- und Überblick auf die übrigen Fächer versperrt und mit ihrer erstickenden Umarmung selbst den regsameren, beweglicheren Geistern allmählich die Lust benimmt, sich um etwas anderes als ihr specielles Fach zu kümmern.

Hier giebt es keine andere Rettung, als jeden Gelehrten-dünkel von sich abzutreiben, den Wissensstoff frisch und frisch mit den Augen des nicht speciell interessierten Laien — selbstverständlich nur des wahrhaft gebildeten — zu betrachten, so diesem Standpunkte aus kritisch zu sichten und — wie jeden andern mehr oder minder rohen Stoff — künstlerisch zu gestalten. In diesem Sinne hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ nicht ganz unrecht, wenn er behauptet: „Die Wissenschaft muß zur Kunst werden.“ Hierzu giebt es aber kein besseres Mittel, als eine wahrhafte Popularisierung, weil es sich in diesem Falle als eine unumgängliche Nötigung herausstellt, das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Bleibende von dem Vorübergehenden streng zu scheiden und das Abirgende unter einseitige, leicht begreifliche Prinzipien, sogenannte Axiome, zu bringen. Weit entfernt also, daß eine wahrhafte Popularisierung, oder auch

nur ein redlich gemeinter Versuch einer solchen, der betreffenden Wissenschaft schade, kann sie derselben vielmehr in hohem Grade nützlich werden. Es handelt sich dann nicht um eine Verflachung, sondern um eine Vertiefung, nicht um eine Verflüchtigung, sondern um eine Konzentration.

Für eine solche Art der Popularisierung gilt denn auch genau das Umgekehrte der eingangs citierten Sentenz: „Popularisieren in diesem Sinne heißt nicht «entgeistigen,» sondern im Gegenteil noch viel mehr «durchgeistigen,» nicht vergrößern, sondern verfeinern.

Das zu erreichen, mag freilich nicht leicht sein und ein gut Teil mehr Geschick und Geschmac erfordern, als jene wohlfeile Anpassung an den rohen Intellekt der breiten ungebildeten Massen. Zu diesem Zwecke darf man nicht die am meisten in die Augen fallenden Momente in großen und groben Zügen auf breiter Fläche, wie auf Zahnmarschbildern, für jedermann sichtbar, hinwerfen. Man darf aber auch nicht durch Gelehrsamkeit imponieren wollen und mit einem unendlichen Wust von Citaten und historischen Notizen den natürlichen Fluß der Darstellung unterbrechen. Gewisse Gelehrte, zum Glück jetzt nicht mehr so viel wie früher, rechnen sich aber dergleichen noch zum besonderen Verdienste an. Es scheint mitunter bei diesen, als ob sie nicht sowohl andere überzeugend belehren und belehrend überzeugen, als vielmehr selbst zeigen wollten, was sie alles gelesen, gehört, gesehen; wie unendlich viel Zeit, Mühe und Scharfsinn das Zusammensuchen und Sichten des Rohmaterials ihnen gekostet; wie unendlich wichtig auch für den Laien es sei, genau zu wissen: nicht nur, wie man vor hundert, sondern auch, wie man vor tausend und zweitausend Jahren über eine Sache gedacht hat, und dergl. mehr.

Von alledem darf bei einer wahren Popularisierung nicht die Rede sein. Hier muß jener klaffende Zwiespalt der Meinungen von Autoritäten erster, zweiter und dritter Ordnung, hier müssen jene tausend kritischen Bedenken u., wie sie mit gewissen — nur den Eingeweihten verständlichen — Schlagworten und technischen Redewendungen bezeichnet die fachwissenschaftlichen Handbücher und akademischen, d. h. in akademischen Targon gehaltenen Vorträge durchsetzen, aufgehoben oder doch ausgeglichen sein. Es ist dieser sogenannte gelehrte Wust in der Regel dasjenige, was den Laien, der in eine Fachwissenschaft gern tiefer eindringen möchte, am meisten abschreckt und ihm die ganze Sache gewöhnlich schon am ersten Anfange verleidet; sehr zum Schaden für seinen geistigen Horizont, der durch ein, wenn auch nur einigermaßen tiefes Eindringen in das betreffende Fach jedenfalls sehr bedeutend erweitert und erhellt worden wäre. Warum sollte es nicht dahin kommen können, daß jeder wahrhaft Gebildete bis zum einem gewissen Grade in jede beliebige Fachwissenschaft, für die er Neigung empfindet, schnell und leicht, ohne seine sonstige Beschäftigung aufgeben zu müssen, einzudringen vermag?

Freilich müssen in diesem Falle die betreffenden Fachwissenschaften bereits auf einem gewissen Niveau der Vollkommenheit angelangt sein. Es gehört dazu nicht als Notwendigkeit, daß ihre Lehren für alle Zeiten feststehen. Das dürfte ja nicht einmal bei den exaktesten Wissenschaften überall der Fall sein; bei diesen giebt es wohl ein absolut Nichtiges, aber nicht ein absolut Bestes. Das Bessere ist auch hier, wie überall, der Feind des Guten. Es ist nur erforderlich, daß ihre Lehren soweit abgeklärt sind, sich so deutlich von der geistigen Bildfläche abheben, um ohne Einbuße an wesentlichen Bestandteilen aus dem Targon der Fachgelehrten in die Sprache der Laien, d. h. der gebildeten unter ihnen, übersetzt werden zu können.

Was heißt es nun aber, etwas in die gemeinsame Sprache aller wahrhaft Gebildeten, die man auch sonst wohl „die Sprache des gesunden Menschenverstandes“ nennt, übersetzen?

Man muß mit denselben Worten möglichst immer nur dieselben Begriffe verbinden, diese sich recht deutlich vorstellen und alle Worte vermeiden, über deren Sinn kaum bei dem betreffenden Schriftsteller, geschweige denn bei allen Gebildeten, genügende Klarheit herrscht. Dazu ist nicht unerlässlich,

daß man immer nur Worte der gewöhnlichen Redeweise wähle. Es können auch wissenschaftliche Kunstausdrücke, soweit deren Verständnis zum eisernen Wissensfonds eines jeden höher Gebildeten zu rechnen ist, ganz gut mit verwendet werden. Solche Worte und die ihnen entsprechenden Begriffe müssen aber die Fähigkeit haben, allmählich in die gemeinsame Sprache aller Gebildeten überzugehen und deren Bestand zu vermehren, ähnlich wie gewisse Worte aus der Theologie und Philosophie, die ursprünglich auch nur von der Kanzel oder vom Katheder herab gehört wurden, allmählich selbst in die Sprache der täglichen Unterhaltung übergegangen sind. Es ist dies, selbst für spezifisch wissenschaftliche Ausdrücke und Begriffe gar nicht so schwer möglich, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Werden doch zum Beispiel schon die Worte „Element,“ „Atom,“ „Molekül,“ die in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung verhältnismäßig noch sehr jung sind, schon jetzt von einem großen Teile der gebildeten Laien fast in demselben Sinne verstanden, den die Chemiker von Fach in sie hineinlegen. Ohne dieses Zugeständnis in der Wahl der Worte und Begriffe wäre ja kaum eine „Vulgarisierung,“ geschweige denn eine (wahre) Popularisierung möglich.

Damit ist es indessen noch nicht gethan. Auf diese Weise wird ein esoterisches Geheimnis einer Fachwissenschaft allenfalls wohl verständlich, aber noch nicht anziehend, fesselnd. Damit auch Richteingeweihte an den Lehren einer Wissenschaft Gefallen finden, muß die Auswahl, Anordnung und Darstellung des „Stoffes“ gewissen ästhetischen Anforderungen genügen, die bei Werken der Kunst so ziemlich jeder für unerlässlich hält, die man aber bei Werken der Wissenschaft merkwürdigerweise kaum zu kennen scheint. A. von Humboldt, Liebig, Helmholtz, Dubois-Reymond und andere müssen allerdings als rühmliche Ausnahmen hiervon verzeichnet werden.

Es muß eben nicht bloß eine „schöne Kunst,“ sondern auch eine „schöne Wissenschaft“ geben, ganz besonders, soweit letztere nicht ausschließlich der praktischen Anwendung dient, sondern ein höheres geistiges Bedürfnis des Menschen zu befriedigen bestrebt ist. Selbst die exaktesten Wissenschaften sind hiervon nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern ganz vorzugsweise dafür geeignet. Gerade diese können ästhetische Anforderungen erfüllen, ohne von ihrem eigentlichen Gehalt auch nur das mindeste einzubüßen. Was man z. B. in der Mathematik „Eleganz“ (eines Beweises, einer Formel u.) nennt, ist ein rein ästhetisches Moment, das nicht unbedingt notwendig, aber doch sehr wünschenswert ist.

Zu den ästhetischen Anforderungen der Darstellung wissenschaftlicher Lehren gehört unter anderem besonders, daß man dem Verständnis nicht zu viel auf einmal zumutet. Man darf also keine zu langen, sozusagen bis zum Plagen mit Inhalt angefüllte Sätze, oder gar Perioden bauen, bei denen der Leser bzw. Hörer Subjekt, Prädikat, Objekt u. mühsam und fast verzweifeln — wie Isis die von Typhon zerstreuten Körperteile ihres Osiris — zusammenjucht. Je schwieriger und wichtiger der Inhalt, desto einfacher und durchsichtiger muß die Form sein und kann es in diesem Falle auch sein, ohne daß das Interesse schwindet und Langeweile eintritt. Gelegentliche Wiederholungen von Worten, ja selbst ganzen Wendungen, brauchen in Werken der Wissenschaft nicht so ängstlich vermieden zu werden, wie anderwärts. Mitunter sind solche sogar von Vorteil: sie unterstützen das Gedächtnis und erleichtern dadurch die Übersicht über das Ganze. Auf keinen Fall darf in wissenschaftlichen Werken der euphonischen Abwechslung der Worte die Klarheit und Bestimmtheit des Gedankens geopfert werden. Man muß sich hier immer gegenwärtig halten, daß in diesem Falle der Intellekt und nicht das Gefühl angenehm berührt werden soll.

Weiterhin gehört zu den ästhetischen Anforderungen der Darstellung wissenschaftlicher Objekte, daß ab und zu, besonders nach schwierigeren Erörterungen, Ruhepausen gemacht werden, in denen sich das Subjekt in angenehmer Betrachtung des bereits zum Verständnis Gelangten ergeht. Endlich müssen die abstrak-

teren Ideen durch glücklich getroffene Bilder möglichst illustriert werden. Es kann dies, je nach Umständen, vor oder nach der abstrakten Fassung des Gedankens — die keinesfalls, auch in der populärsten Darstellung vermieden werden darf — geschehen.

Wie man sieht, sind das alles Anforderungen, die gar nicht so leicht zu erfüllen sind. Es gehört dazu wohl ebenso viel feiner Geschmack und sorgfältigstes Studium verbunden mit genialer Inspiration, wie sie der Epiker und Dramatiker zur Darstellung seiner Werke nötig hat.

Was das Wichtigste: die richtige Wahl der Worte und Ausdrucksformen anbelangt, so mag das seine großen Schwierigkeiten haben, ja, eine offenbare Unmöglichkeit sein, wenn die Sprache eines Volkes noch nicht soweit gefestigt ist, daß denselben Worten bei allen Individuen von derselben allgemeinen Bildungsstufe dieselben Begriffe entsprechen oder geeignete Worte und Wendungen überhaupt noch gar nicht vorhanden sind. Bekanntlich war dies bei fast allen modernen Kulturvölkern in der Epoche der Fall, als an Stelle des früher allein herrschenden Latein in den meisten Wissenschaften die Muttersprache als Ausdrucksmittel zu treten begann. Man kann diesen Vorgang als das erste Stadium der allgemeinen Popularisierung der Wissenschaften ansehen, und wenn dieses Stadium auch jetzt noch nicht überall vollständig absolviert ist, z. B. in der Medizin und einem Teile der Naturwissenschaften noch etwas rückständig ist, so war es doch von unberechenbaren Folgen für die gesamte Kulturentwicklung. Freilich war dieser Übergang nicht leicht und bei uns selbst in der klassischen Epoche unserer Litteratur für die eigentlichen Wissenschaften bekanntlich noch nicht überwunden; ja sogar heutzutage sind noch hier und da Spuren davon bemerkbar. Das mag einer der Gründe sein, warum die Engländer und Franzosen, deren Sprachen schon seit langer Zeit ein in sich gefestigtes Begriffssystem haben, in der Popularisierung der Wissenschaften im allgemeinen glücklicher sind als wir. Von diesem Standpunkte ist es auch begreiflich, wie die Franzosen Kants großartiges Hauptwerk: „Kritik der reinen Vernunft“ so sehr verkennen konnten, daß sie es als „das unsinnigste, absurdste Zeug“, „den unverständlichsten Gallimathias, der je einem menschlichen Gehirn entsprungen“, bezeichneten.

Wenn Kants Stil nur selten den oben angeführten ästhetischen Anforderungen genügt, ja mitunter sogar an bloßer Verständlichkeit recht viel zu wünschen übrig läßt, so kann man dafür Entschuldigungsgründe genug vorbringen. Kant war eben noch nicht so wie wir in der inzwischen seiner durchbildeten Muttersprache zu denken gewohnt, hatte diese noch nicht, wie wir, sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Durchaus nicht zu entschuldigen ist es dagegen, wenn noch jetzt deutsche Gelehrte die Schreibweise Kants für zulässig oder gar nachahmungswert halten.

Fragen wir uns nun, welche von den einzelnen Fachwissenschaften noch mehr als es bereits auf die angedeutete Weise geschehen ist, popularisiert werden können bzw. müssen, so ist folgendes zu erwidern.

Theoretisch möglich ist es für alle Wissenschaften ohne Ausnahme; praktisch ausführbar dürfte es indessen bis jetzt nur für die sogenannten Geisteswissenschaften voll und ganz sein. Von den Naturwissenschaften, zu denen im Grunde genommen ja auch die Medizin zu rechnen ist — so daß es eigentlich nur zwei Klassen von Wissenschaften (die eben genannten) giebt — ist es für die sogenannten exakten (Physik, Chemie, Physiologie) leider noch nicht möglich, so sehr es auch im Interesse der höchsten allgemeinen Geistesbildung zu wünschen wäre. Zu diesem Zwecke ist der eiserne Bestand der von jedem höher Gebildeten vorauszusetzenden Vorkenntnisse z. B. noch nicht ausreichend; dieser müßte noch in größerem Maße, als es in der letzten Zeit schon geschehen ist, vermehrt werden. Jeder, der den eigentümlichen Geist dieser Wissenschaften kennt, wird uns hierin recht geben.

Wenn eine geschmackvolle Popularisierung für die einzelnen Fachwissenschaften mehr wünschenswert als notwendig ist, so

ist sie für die Wissenschaft der Wissenschaften: die Philosophie, ganz unerlässlich. Diese muß ganz unbedingt allen Gebildeten zugänglich sein. Es darf hier kein Begriff, kein Ausdruck vorkommen, der nicht von allen wahrhaft Gebildeten ohne dunkeln Rest verstanden werden könnte. Wie es neben der für jeden Beruf speziell erforderlichen Fachbildung noch eine allgemeine Bildung giebt, so muß es auch neben den speciellen Wissenschaften noch eine allgemeine Wissenschaft geben, und das ist eben die Philosophie. Sie ist für den geistigen Gesamtorganismus ungefähr das, was die Blutflüssigkeit für den eigentlichen Organismus ist: jener „ganz besondere Saft“, in dem jede Körpersubstanz aufgelöst werden und aus dem sie von neuem entstehen kann, wodurch der Organismus sozusagen sich fortwährend verjüngt, regeneriert. Wie nun das Blut alle einzelnen Organe durchströmt, Verbrauchtes mit sich fortnimmt, ausscheidet und das Ausgeschiedene aus seinen höheren Bestandteilen ersetzt, so muß auch die Philosophie in ähnlicher Weise alle Einzelwissenschaften durchdringen. Sie muß deshalb wahrhaft populär: d. h. überall bekannt und beliebt werden, ohne von ihrer Würde dadurch etwas einbüßen zu müssen.

Wenn dies in einer Epoche für die Philosophie nicht möglich ist, wenn diese nicht im edelen Sinne popularisiert werden kann, so ist dies entweder ein Symptom ihres Verfalls, oder ein Zeichen dafür, daß der eiserne Bestand des von jedem höher Gebildeten vorauszusetzenden Wissens nicht mehr ausreicht und von neuem ergänzt werden muß. Diese Ergänzung hängt aber sehr wesentlich von einer geeigneten Vorbildung ab. Wo diese nicht, oder nicht in genügendem Maße vorhanden ist, wird eine solche Ergänzung immer ein frommer Wunsch bleiben.

Es müßten deshalb diejenigen Anstalten, welche die Art und den Grad jener Vorbildung in der Hand haben, also die auf das Universitätsstudium vorbereitenden höheren Schulen, nach dem jedesmaligen Stande der Philosophie ihr Unterrichtsprogramm berichtigen und vervollständigen. Der jedesmalige Stand der Philosophie ist nämlich der untrügliche Wertmesser für die allgemeine und organisch zusammenhängende Geistesbildung der Epoche. Da nur eine solche einen wirklichen Fortschritt der Kultur ausmacht, so darf man bei uns nicht so gleichgültig, wie es jetzt an der Tagesordnung ist, über die Philosophie hinwegsehen.

Wieweit bei uns die Philosophie wahrhaft populär ist, und jene allgemeine Vorbildung vor dem kritischen Blicke der gesamten Nation bestehen kann, wollen wir nicht untersuchen. Es muß an dieser Stelle genügen, das Problem gestellt und sein richtiges Verständnis angebahnt zu haben. Das richtige Verständnis eines Problems ist aber immer schon die Hälfte seiner Lösung; die volle Lösung muß jeder Berufene nach Kräften selbst versuchen.

Ein Vorläufer Ibsens.

(Sören Kierkegaard.)

von

Franz Servaes.

In der reformatorischen Persönlichkeit des größten nordischen Dramatikers unserer Tage waltet ein sehr bezeichnender Dualismus. Wer in Ibsen schlechtweg die Fleischwerdung des modernen Gedankens erblickt, der kennt nur die eine Hälfte seiner Natur. Vielmehr ist ein nicht minder starker romantischer Trieb in ihm lebendig, und dieser ist, wie es den Zeitumständen nach nicht anders sein konnte, sogar das Ursprünglichere. Die spannungsvolle und in der Stetigkeit ihrer Bewegung geradezu unvergleichliche Entwicklung dieses großen Dichters und Menschen hat gerade dadurch ihren eigenartigen Reiz erhalten, daß die beiden Naturen unter sich in

einer ständigen Auseinandersetzung begriffen sind. Hier Traumwelt, Phantastik, ästhetisches Schwelgen — dort Wirklichkeit, Forschertrieb, sittliches Fordern! Hier „Peer Gynt“ — dort „Brand!“ „Dichten,“ sagt Ibsen, „das ist Gericht halten über sich selbst,“ und in einem unablässigen Gericht halten über sich selbst ist all sein Dichten dahingeflossen. Strengste Selbsterforschung befähigte ihn alsdann zu umfassender Weltbeobachtung.

Eine selbstbeachtliche Doppelnatur besaß auch der dänische Schriftsteller, von dem hier die Rede sein soll, Sören Kierkegaard. Auch er hat das Geheimnis dieser Welt auf dem Wege einer Entzweiung des eigenen zwiespältigen Herzens zu lösen versucht. Er ist dabei vielfach zu ähnlichen Problemstellungen wie Ibsen gelangt, und er hat wiederholt ähnliche Antworten dafür gefunden. Dagegen fehlte ihm das Bäurisch-Wuchtige, das sich in Ibsen mit so ungeheurem Nachdruck zu äußern versteht. Ohne daß ihm der Mut jeden Angreifens abging, zeigte er sich doch in allem als eine feine städtische Natur, die besonders günstiger Temperaturbedingungen bedurfte, um sich gehörig entfalten zu können. Er führte nicht eine zerhackte Keule, sondern ein elegantes Rapier, und er hat den Sieg erfochten fast mehr noch durch die Wunden, die er mit Anstand trug und an denen er früh verblutete, als durch diejenigen, die er selbst ausgezeit hat. Im großen und ganzen war er eine steckengebliebene Natur, die nicht zu voller, ganzer Entwicklung gelangte, vielleicht auch nie gelangen konnte. Stets wurde der ungemaine Wahrheitstrieb, der ihn befeuerte, in seinem frühen Vorgehen durch eine fast scholastische, dogmatisch-religiöse Beschränktheit gelähmt, und so gehört er zu denen, die das gelobte Land wohl von ferne im Sonnenglanze liegen sahen, aber von der ungewohnten Helligkeit geblendet, das Auge eindrierten und in freiwilliger Blindheit verharren. Obwohl bloß ein halbes Menschenalter älter wie Ibsen, scheint er doch um mehr als ein ganzes Menschenalter hinter diesem zurückzuliegen.

Indeß, wenn die Ansichten Kierkegaards vielfach altertümliche und überlebte waren, seine Persönlichkeit selbst, mit ihrer scharf geschnittenen Physiognomie, ist bereits eine durch und durch moderne.

Er war kein Liebling des Glücks und gleichsam von vornherein für eine nur kurze Lebenslaufbahn vom Schicksal gezeichnet. In Kopenhagen geboren, ist er ebendasselbst, im Alter von 42 Jahren, im Jahre 1855 als Junggeselle gestorben. Das Einödlerische, Grüblerische in seinem Wesen zeigte sich bereits bei dem Kinde, und dieser weltumfrohne Zug wurde durch eine falsche Erziehung, an der sich ein überspannter Vater und ein bornierter Lehrer gleichermaßen versündigten, nicht bloß verstärkt, sondern auch mit vollster Absichtlichkeit in das religiös-mystische Gebiet hinübergelenkt. Georg Brandes, in seiner ausgezeichneten Monographie über Kierkegaard, erzählt, welches freies Spiel mit der ungemain zarten und eindrucksfähigen Seele des ängstlichen, phantasiereichen Kindes getrieben wurde. Das Innere mit bangem Grauen erfüllt vor einem in seiner Nachsicht fürchterlichen Gotte, richtete das arme Kind scheue Blicke nach außen und mißtrauisch forschende nach innen. Ein starkes Bedürfnis nach Anlehnung ging zusammen mit einem allgemeinen Gefühl von Abhängigkeit; aber während das eigene Wollen darniederlag, entwickelte sich um so mehr, aller Mystik zum Trotz, das eigene Empfinden und das eigene Denken. Kierkegaards geistiges Auge gewann bereits außerordentlich früh eine ungemaine Schärfe, jedoch auch eine Art von Kurzsichtigkeit, die zwar das Naheliegende und fast Verborgene bis in die kleinsten Züge zu erkennen vermag, aber keine Kraft besitzt, in die Weite zu dringen, und die daher den Horizont, den sie nicht sieht, mit Farben und Linien aus der Werkstatt der Phantasie anfüllt. So entwickelte sich eine halb schwärmerische, halb dialektische Geistesart, die man ihrer Grundbeschaffenheit nach wohl als eine jesuitische — natürlicherweise ohne jeden moralischen Nebensinn — bezeichnen kann. Die christlichen Dogmen waren und blieben dem Protestanten

Kierkegaard zeit lebens eine unzerstörbare Schranke, über die man sich wesentlich nicht hinwegsetzen konnte noch durfte — unwissentlich hat er es trotzdem mehr als einmal gethan. Sich vor dem Angesicht des Höchsten in den Staub zu werfen, durchschauert von dem wollüstig-schmerzlichen Gefühl, „daß der Mensch vor Gott immer Unrecht habe,“ dazu fühlte Kierkegaard, je mehr er sich geistig hochstrebend vermessen hatte, einen um so unwiderstehlicheren Trieb. Es war ihm Bedürfnis, eine Hand über sich zu fühlen, die ihn streicheln oder auch züchtigen konnte, und von der er sich geleitet wähen durfte, wenn er im Kampfe des Lebens einen entscheidenden Schritt wagte. Nur unter diesem Vorbehalt einer fühlbaren Abhängigkeit von einer unsichtbaren höheren Macht erwarb er sich seine Selbständigkeit, und mit um so tieferer Blut der Empfindung, mit um so heller lodrender Begeisterung, mit einem wahren Prophetenglauben trat er alsdann für das ein, was er seine „Sache“ nannte. Ja, er gewann aus diesem ungewöhnlich starken Gottvertrauen den Mut, die staatlich eingesezten Stellvertreter Gottes, als des wahren Christentums entkleidet, mit Zorn, Wig und Leidenschaft anzugreifen und bis in die äußersten Schlupfwinkel zu verfolgen. In all seiner Bedingtheit wußte das eigenartige Naturell Kierkegaards ein Temperament und eine Wahrheitsliebe zu entfalten, wie sie den Vertretern einer fortgeschrittenen Sache nicht immer zu eigen gewesen sind.

Die christliche Glaubenslehre war für Kierkegaard trotzdem ein fremder Tropfen im Blut. Wäre sie ihm nicht in früher Jugend in gewaltsam roher Weise eingepfist und dann lange Jahre hindurch mit allem Nachdruck in ihm weiter gepflegt worden, so würde sie über seinen zur Freiheit geborenen Geist niemals jenen hohen Grad von Herrschaft erlangt haben. Wer der individuellen Grundkraft Kierkegaards nachspürt, der wird auf einen nichts weniger als christlich-frommen Boden stoßen. Entbehrt doch sein ganzes Verhältnis zu Gott durchaus der bescheidenen Einfalt, wie sie schlechter Frömmigkeit eigen zu sein pflegt. Mit einer Art von bakchischer Begeisterung wirft er sich seinem Gott in die Arme, mit einem wilden Verlangen, der Nächste an seinem Thron zu sein, mit lechzender Sehnsucht nach dem Anschauen überirdischer Schönheit — und Schönheitsdurst, das war die tiefste Leidenschaft seiner durch und durch künstlerisch gestimmten Seele. Er war vom Wirbel bis zur Zehe ein „ästhetischer“ Mensch, genussbedürftig, empfindlich, fast überfein, unzufrieden, weltchmerzlicherisch, voll Inbegriff und Anbetungsverlangen. Aber, grau in grau, stand ein puritanisches Christentum neben ihm, nannte seinen Schönheitsdurst Sünde, seinen Bildungstrieb Selbstsucht, und stellte an ihn das Verlangen, den ästhetischen Menschen durch den ethischen Menschen firre zu machen. Kierkegaard gehorchte, aber in einer für ihn bezeichnenden Weise. In seinen beiden künstlerischen Hauptwerken „Entweder — Oder“ und „Studien auf dem Lebenswege“ (deutsche Ausgabe, Leipzig, Verlag von Fr. Richter) spaltet er seine Natur in zwei Teile, läßt erst den Ästhetiker sich frei ausschwärmen und sendet ihm dann den Ethiker auf die Hacken, um ihn „vom höheren Standpunkt“ zu bemoralisieren. Ich glaube gern, daß Kierkegaard hierbei mit innigster Überzeugung zu handeln meinte. Er hat sich die unglaubliche Mühe gegeben, die Kunst und alles was zur Kunst gehört, als abhängig vom christlichen Sittengesetz zu erweisen, oder auch umgekehrt, das Sittliche, in erster Linie die Ehe, als allen Schönheitsforderungen genügend darzulegen, aber die Worte sind in den Wind gesprochen, sie entquillen keiner ursprünglichen Überzeugung, sie erwecken keinen Glauben.

Kierkegaard hatte etwas an sich von jenem „Trotz wider sich selbst,“ den Nietzsche als ein Merkmal des „asketischen Priesters“ hervorhebt. Aber er besaß doch eine zu zarte und feurige Seele, als daß seine wahre Natur nicht immer wieder auf die eine oder andere Weise hätte zum Durchbruch kommen sollen. Wie eminent „ästhetisch“ ist es, wenn der Ethiker die Übereinstimmung des Guten mit dem Schönen zu erweisen sucht und nach einer „ästhetischen Gültigkeit der Ehe“ forscht! Wie deutlich erkennt man aus dieser ganzen Fragestellung, daß

es Kierkegaard seiner Natur nach unmöglich war, sich bei lediglich moralischen Begriffen zu beruhigen! Vor allem aber erweisen die überaus hervorragenden schriftstellerischen Vorzüge der ästhetischen Auseinandersetzungen, wie sehr gerade hier der Schreiber mit seinem ganzen Herzen bei der Sache war. Er weiß den Gestalten der großen Dichter bis in die feinsten Wurzelfasern nachzugehen, er trinkt die Schönheit der Antike aus dem Born Platos und der Tragiker mit langen durstigen Zügen, er berauscht sich, daß er bis in die äußersten Fingerippen hinein erbebt, an Mozarts Don Juan und schöpft aus diesem Werke in naive gläubiger Hingabe eine überraschende Fülle von philosophischer Anregung und Begeisterung. Ja selbst die Schönheit des Lasters, der „sinnlichen Genialität,“ wie sie sich in Verführungskunst und rücksichtslosem Auskosten eines rasch vorübergehenden Genusses äußert, reizt ihn dermaßen in der Phantasie, daß er sie wiederholt in farbenprächtig ausgemalten Bildern festhält. Mag er auch nachher reuig an die Brust klopfen und, wie vor sich selbst erschreckt, emporfahren, ein Winkeln des Auges scheint immer zu sagen, daß er nicht anders gekonnt habe, und daß er bald von neuem nach der verbotenen Frucht der Schönheit werde greifen müssen. Sein ganzes Leben lang spähte Kierkegaard immer aufs neue nach Hinterepfortchen aus, durch die er die Kunst in seinen wohlumzäunten, unter der Wunderkraft geweihten Wassers fromm und üppig sprichenden Garten hineinlassen konnte, und immer fand er auch ein solches Pfortchen, und dann drängte sich gleich eine ganze bunte Schar hinein und lagerte sich in weltlicher Lust neben den kirchlichen Kohlköpfen, ließ das Weinglas umgeben und führte schönheitstrunkene heidnische Reden. Sobald dann der Hahn kräht, flattert die ausgelassene Gesellschaft von dannen, aber schon bei nächster Gelegenheit knarrt aufs neue das Hinterepfortchen, und der tolle Zauberpfuf geht wieder los.

Der Ethiker hat also in Kierkegaard den Ästhetiker nur scheinbar besiegt, ganz im Gegensatz zu Ibsen, dessen durchgreifendere und, bei allen Selbstkämpfen, einheitlichere Natur die Konsequenzen der modernen Geistesströmung mit unerbittlicher Schärfe zog. Daß aber bei beiden derselbe innere Ringkampf zwischen ästhetischem Romantizismus und sittlich-praktischem Lebenssinn im Mittelpunkt ihrer Entwicklung steht, das führt sie doch wieder zusammen. Zweifellos hat Kierkegaard gerade in seinen so vielfach verfehlten ethischen Untersuchungen der Sittlichkeitsauffassung Ibsens entscheidend vorgearbeitet. Wenn Ibsen betreffs der Ehe seine berühmte „ideale Forderung“ zu stellen hat, so konnte er bei Kierkegaard an verschiedenen Stellen das sorgsam angelegte Gemälde einer idealen Kunstereihe finden. Auch hier ist der Unterschied innerhalb der Gleichheit sehr bezeichnend. Ibsen, der Skeptiker, fordert erst von der Zukunft, was der Schwärmer Kierkegaard in der Gegenwart bereits zu finden vermeint. Beide schießen in ihrer Art über das Ziel hinaus, Ibsen in seinem Zweifel, Kierkegaard in seinem Glauben. Eine „echte Ehe“ ist weder so außerordentlich selten, wie der eine, noch so gewöhnlich, wie der andere anzunehmen scheint. Kierkegaard, der als ausgewachsener Asket sein eigenes Fleisch systematisch zu plagen liebte, empfand mit Schmerzen seine gänzliche Talentlosigkeit für die Ehe. Er war einmal verlobt gewesen, hatte aber dann, die völlige Unmöglichkeit einer Verheiratung seinerseits erkennend, das Verhältnis zwar mit hochgradiger innerer Zerrissenheit, aber doch auch mit einer gewissen inneren Genugthuung wieder gelöst. „Nimm einen jungen Mann, feurig wie ein arabisches Pferd, laß ihn heiraten, und er ist verloren,“ läßt Kierkegaard gelegentlich seinen Ästhetiker sagen, und es steckt in diesem Wort mehr subjektive Wahrheit, als der Ethiker hinterher zugeben will. Gerade deshalb aber fühlte sich unser selbstquälerischer Sonderling angetrieben, das für ihn Unerreichbare sich als das höchste Erdenparadies auszumalen, und so begegnen uns denn bei diesem hartgesottener Junggesellen die begeistertsten Lobeshymnen auf die Ehe. „Man liebt nur einmal. Das will die Ehe realisieren.“ Von diesem Dogma geht Kierkegaard aus. So sieht er denn in der Ehe die Erfüllung all der Hoffnungen und Wünsche,

die ein junges Liebespaar in der ersten Zeit seiner romantischen Schwärmerei gehegt hat. Er verwahrt sich mit Eifer gegen eine widerprechende Auffassung: „Wahrhaftig, so ist's nicht, daß die Ehe eine höchst respectable, aber langweilige Moralistin wäre und die Liebe Poesie; nein, gerade die Ehe ist recht eigentlich voller Poesie.“ Doch arbeitet Kierkegaard keineswegs lediglich mit holden Ahnungen und Wünschen, vielmehr beweist er gelegentlich sogar einen recht nüchternen Blick für das Wirkliche. So nennt er eine halbe Seite nach dem eben citierten Satz die Ehe kurzweg einen „Assimilationsprozeß.“ Wo da freilich die „Poesie“ bleibt, vergißt er uns zu sagen. Ganz auf Ibsenschen Boden fühlen wir uns aber versetzt, wenn von einer „sittlichen“ Ehe gefordert wird, daß die Frau dem Manne „geistig ganz nahe stehe,“ oder wenn es rund heraus heißt: „Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit, das sind die Lebensprinzipien der Ehe.“ Endlich fehlt bei einem so stark satirisch veranlagten Dichter auch nicht die ironisierende Behandlung der Ehefrage. Wie kommt eine gewöhnliche Dutzendehe in der Regel zu stande? fragt er und giebt darauf folgende Antwort durch den Ethiker: „Man hat sich zu Hause gelangweilt, man ist ins Ausland gereist und hat sich gelangweilt, man ist wieder nach Hause gekommen und gelangweilt sich wieder. Zur Gesellschaft hält man sich einen schönen Neufundländer, ein Rassepferd, aber es fehlt einem doch etwas.“ Man kommt zur Erkenntnis, daß dieses „Etwas“ eine Frau ist, und man geht hin und heiratet. Natürlicherweise gelangweilt man sich in der Ehe erst recht und zur Kurzweil bricht man die Treue. Die thörichten Leute nehmen dieses dann tragisch, die geschickten aber sehen durch die Finger und begnügen sich mit einer „einigermaßen glücklichen Liebe,“ die hauptsächlich darin besteht, daß man den Skandal vermeidet.

(Schluß folgt.)

Das Oberammergau der Hillern.*

Von
F. M.

Der Passionsroman der Frau von Hillern sieht ganz danach aus, als ob er im kommenden Herbst das Lieblingsgespräch solcher Leute werden sollte, welche über den neuesten Roman sprechen, wenn sie ihre Bildung beweisen wollen. In ganz Deutschland, von der Näherin bis zu der Dame, die ihre Kleider von keiner deutschen Näherin nähen läßt, werden alle gefühlvollen oder müßigen Seelen die Geschichte kennen lernen wollen, wie die Gräfin von Wildenau sich in den Christusdarsteller von Oberammergau verliebt, wie beide darüber unglücklich werden; aber endlich beide am Kreuze sterben, er buchstäblich, sie symbolisch. Dabei wird der Erfolg wohl hinter dem Rücken der Kritik wachsen; denn die theoretische Ästhetik wird wohl vornehm über diese Frauenzimmergeschichte schweigen.

Meine Theorie ist nicht so grau, daß ich glauben könnte, eine Kraft wie Wilhelmine von Hillern sei mit einem einzigen Schlagworte abzufertigen. Es steckt in dieser Dichterin sonst nicht nur das ganze brutale Talent ihrer Mutter, der seligen Birch-Pfeiffer, sondern außerdem eine merkwürdige Seelenkunde, welche die unmöglichsten Empfindungen mit hinreißender Schminke zu malen weiß. So ist es möglich, daß man einen halben Band mit dem Eifer eines ungeduldigen Leihbibliothekslesers durchfliegt, daß einen das Schicksal der Helden bis zu Thränen ergreift und daß man an der entscheidenden Stelle dennoch in ein schallendes Gelächter ausbricht über das künstlerische Umding, das Frau von Hillern sich da zusammengeträumt hat. Mir wenigstens ist es so gegangen; die Ergriessenheit ist ver-

* Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Von Wilhelmine von Hillern. (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt.)

flogen und nur an die ungeheure Heiterkeit ist eine dankbare Erinnerung zurückgeblieben.

Schon stofflich ist der Roman „Am Kreuz“ eine kleine Angelegenlichkeit. Frau von Hillern macht den Christusdarsteller Meyer zum Träger ihrer Handlung. Sie schildert den Mann mit allen Zufälligkeiten seines Lebens und daß sie nach altem Romangebrauch seinen Namen in Freyer verwandelt, wird und soll keinen Leser irre führen. Von diesem lebendigen Christus-Meyer nun erzählt sie eine lange bewegliche Geschichte, die mit seinem tragischen Tode endet. Um die Tollheit dieses Einfalls klar zu erkennen, denke man sich das Verfahren auf einen andern beliebigen Schauspieler angewandt. Man denke sich z. B. Joseph Mainz als Helden des folgenden Romans:

Drei Jahre nacheinander hat Joseph Mainz zum Entzücken aller Berliner den Don Carlos gespielt, im ganzen zweihundertsechundsiebzigmal. Dann kamen die Ferien und Mainz machte im Eisenbahnwagen die Bekanntschaft einer schönen amerikanischen Gräfin, die ihn für den Rest des Sommers nach dem Nordkap entführte. Vertragsmäßig sollte Joseph Mainz am 1. Oktober in Berlin sein; aber die schöne Gräfin konnte sich nicht so bald von der Witternachtsfome trennen, und so langte Mainz acht Tage zu spät hinter den Coulissen an. Eine furchtbare Strafe wartete seiner. Barnay, welcher selbst den Groß-Inquisitor spielte und die Rolle deshalb nicht strich, hatte für die zweihundertsechundsiebzigste Vorstellung des Don Carlos neue Dekorationen und eine neue Einrichtung angefertigt. Nach den letzten Worten des Königs that Barnay das Seine. Ein neues Schlussbild zeigte die unterirdischen Kerker der Inquisition; in einer schönen Pantomime schleppte der Groß-Inquisitor den armen Mainz persönlich in das furchtbare Verließ. Hier wurde er unter furchtbarem Hohngelächter des gesamten Theaterpersonals feierlich dem Hungertode preisgegeben. Das Publikum blieb sehr befriedigt auf seinen Plätzen — drei Tage und vier Nächte, die Eintrittspreise waren eben um das Vierfache erhöht worden, — bis Mainz vollkommen verhungert war und der Theaterarzt pantomimisch den eingetretenen Tod verkündet hatte. Hierauf wurde Barnay fünfmal stürmisch hervorgerufen und hielt eine Ansprache.

Diese Geschichte wäre nicht einmal so unmöglich wie die vom Christus-Meyer; und doch würde selbst Herr Lewinsky Anstand nehmen, sie als glaubhafte Schauspieler-Anekdote in seine Sammlung aufzunehmen. Frau von Hillern aber hat richtig erkannt, daß die romantische Dekoration der Alpenwelt viel verzeihen macht und daß die leibhaftige Unwahrheit immer Gläubige findet, wenn sie gestickte Bauernhosen anzieht.

Wird der Roman als Kunstwerk betrachtet, so ist es ein und derselbe kindliche Irrtum, der die Verfasserin und der ihre Heldin beherrscht. Frau von Hillern stellt es als unwiderleglichen Satz hin, daß die Oberammergauer Schauspieler das sind, was sie darstellen; Christus ist ein Gott, die Apostel sind Apostel, die Jungfrau Maria ist die Jungfrau Maria, und es ist nur merkwürdig, daß Judas und die Henkersknechte nicht Galunken sind. In derselben Stimmung lebt die Gräfin; sie erblickt in dem Christusdarsteller ihren Erlöser und verwechselt unaufhörlich wie ein albernes Kind den Schauspieler mit seiner Rolle. Ich weiß nicht, wie einem gläubigen Gemüt bei solcher Lektüre zu Mute ist; mir erscheint dieses sinnliche Spiel mit Heiligem wie eine Blasphemie, und die blasierte Gräfin ist wie eine hysterische mittelalterliche Nonne, welche aus Gemeinheit, Religiosität und Krankheit zusammengesetzt ist und dafür vor einigen hundert Jahren entweder verbrannt oder als Wunderthäterin verehrt worden wäre, heutzutage jedoch entweder einer Nervenheilanstalt oder dem allgemeinen Gelächter überantwortet werden sollte. Im Ernst, das Oberammergauer Fieber ist in dieser Erscheinungsform ungesund und müßte mit Satire oder Humor bekämpft werden. Frau von Hillern hat einen Stoff gefunden, der ein guter humoristischer Roman zu werden versprach, und hat diesen Stoff leider bis zur unfreiwilligen Komik überspannt.

Dies gilt vorzüglich für den ersten Band, in welchem die

Gräfin ihren Meyer oder Freyer liebt, verführt, entführt und ein bißchen morganaatisch heiratet. Hier identifiziert sich die Dichterin vollkommen mit der Gräfin und ist ekstatisch bis zum Uebelwerden. Daß Frau von Hillern dabei stark mit moderner Bildung kokettiert und von Zeit zu Zeit andeutet, ihre ganze Frömmigkeit sei doch nicht orthodox, sei mit allen Kenntnissen einer höhern Tochter gepaart, das macht die Sache nur noch schlimmer. Und daß Frau von Hillern zu diesem Zwecke in die Oberammergauer Passion eine Prise griechischer Mythologie hineinmischt, verdübt den Geschmack vollends. Hering mit Schlagfahne.

Im zweiten Bande erst möchte die menschliche Psychologie anfangen. Die Gräfin hat dem kontraktbrüchigen Christus-Darsteller, der auf einem ihrer Schlösser als Verwalter lebt, ein Kind geboren, welches unverkämterweise sogar dem göttlichen Jesusknaben der sizilianischen Madonna ähnlich sieht. Aber die Gräfin und der Oberammergauer leben sehr unglücklich. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die Gräfin teils ein Luderchen, teils eine Schuftin ist. Sie hat ihre Liebhaber gewechselt, na, wenn nicht wie ihre Handschuhe, so doch so oft wie ihre Pferde; außerdem betrügt sie ihre Verwandten um einige Millionen. Es kann also von ihr nicht überraschen, daß sie dem Bauernschauspieler, nachdem das Kind gestorben ist und ein märchenhafter regierender Herr ihr trotz alledem eine Krone angeboten hat, den Laufpaß giebt. Das hätte ein sehr gutes trauriges Kapitel in dem humoristischen Romane geben können. Glücklicherweise aber sind darüber zehn Jahre vergangen und in Oberammergau soll wieder gespielt werden. Der Geliebte der Gräfin übernimmt die Rolle des Christus aufs neue und stirbt eines Tages, während er am Kreuze hängt. Die Gräfin, welche der Vollständigkeit wegen nicht Minna oder Fatinitza, sondern Magdalena heißt, kommt noch zu rechter Zeit, um zu blühen und eine ganze Oberammergauerin zu werden, das heißt die Welt mit einem frommen Schauspiel zu täuschen.

Das unglückliche Verhältnis zwischen der Gräfin und dem Bauern, ein umgekehrtes Vorle-Motiv, hätte eine hübsche Aufgabe werden können, wenn Frau von Hillern den Gegensatz nicht gar zu einseitig in den verschiedenen Graden der Schulbildung gesehen hätte. Die Gräfin hat wirklich zu viel gelernt. Es ist zu schrecklich, was sie von ihrem Christus-Meyer alles verlangt. Leise und leidenschaftlich beginnt sie eine Ansprache an den Geliebten, welche mit der Frage schließt: „Kennen Sie das Prinzip der Erhaltung der Kraft?“ (I, S. 191.) Er kennt es nicht, trotzdem er Meyer heißt. Da wäre es begreiflich, wenn Meyer sich freute, die gebildete Gräfin schließlich los zu werden. „Er braucht die einfach edlen Proportionen seines Seins nicht mehr zu dehnen und zu verzerrern, um sie Verhältnissen anzupassen, für die er nicht geboren.“ Leider ist Frau von Hillern nicht im Stande, ihr geliebtes Kauderwälsch der Bildung der Charakteristik wegen zu unterdrücken, und so reden stellenweise alle Oberammergauer, vom Bürgermeister bis zum Christus-Meyer, gräßlich papierenes Deutsch. Meyer spricht von Miasmen des Größenwahns, von Täuschungen einer erhöhten Phantasie, er sei ein Typus seines Volkes, er habe ihn ausgerungen den furchtbaren Schmerz u. s. w.

„Fürchterlich,“ murmelt die Gräfin vor sich hin (II, S. 205).

So ist der Passionsroman der Frau von Hillern beschaffen, ein Buch, welches nur durch das Oberammergauer Fieber zu erklären ist. Ich empfehle, für die nächste Saison einen reinen Thorenroman aus Vaireuth zu schreiben; der Sängler des Parsifal könnte sonst auf den Darsteller des Christus eifersüchtig werden.

Kleine Kritik.

Einige ungedruckte Verse von Gottfried Keller. Wir sind in der seltenen Lage, ein kleines, vollständig unbekanntes Gedicht mitteilen zu können, in welchem Gottfried Keller noch als alter Herr ausnahmsweise einer Berliner Dame zuliebe Verse machte. Frau L., eine leidenschaftliche Verehrerin Kellers, erhielt von ihrem Gatten zu Weihnachten 1883 unter anderen die eben erschienenen Gedichte Gottfried Kellers; um seine Frau zu necken, hatte der Mann von irgend einem Schreiber das Exemplar mit einer Widmung Kellers an seine unbekannte Verehrerin versehen lassen. Weil aber Frau L. die vermeintlichen Zeilen von Kellers Hand höher schätzte als alle anderen kostbaren Geschenke des Weihnachtsabends, und weil es in der ersten Stunde veräußert worden war, die Fälschung einzusehen, da stellte sich bald die Schwierigkeit heraus, die Frau durch die Mitteilung der Wahrheit nicht zu kränken. Ein guter Freund, der zufällig Beziehungen zu Keller hatte, fand den Ausweg, den Dichter um einige Widmungsworte zu bitten, um das nachgemachte Autogramm gegen ein echtes umtauschen zu können. Zu guter Laune lachte Keller über die „eheherrliche Mogelei“ und schrieb in ein Exemplar, welches zu diesem Zwecke gekauft und ihm zugesandt worden war, anstatt des erbetenen Widmungswortes, die folgenden hübschen Zeilen:

Ich weih' ein Geschenk,
Das mir nicht gehört
Und doch ist mein eigen:
Ich send' es der Dame,
Die nie ich gesehen
Noch nennen je hörte;
So schreib' ich ins Meine
Zu Ehren der Schönen
Die widmen die Worte
Mit lustigem Gruß!

Zürich, Julzeit 1883/84.

Gottfr. Keller.

Buffalo Bill klingt entschieden besser als Büffel-Wilhelm. — Daran kann der deutscheste Sprachverein nun einmal nichts ändern! Büffel-Wilhelm: Das schmeckt bedenklich nach den ebenfalls auf dem Kriegspiade erworbenen Namen unserer mit kleptomantischen Gelüsten mehr oder minder erblich belasteten Menschenbrüder „Schlosser-Edel“ und „Matrosen-Karl.“ Aber Buffalo Bill — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Alle Berliner Kinder kennen ihn, denn sein Bild prangt auf Umhlagzetteln von wahrhaft amerikanischen Dimensionen an allen Straßenecken. In Wirklichkeit ist er zwar um einige Jahrzehnte älter, und die rabenfswarzen Locken sind etwas angebleicht; aber selbst die grimmigsten Naturalisten gestatten doch noch den Verfertignern von Neffenebildern des Stillstehens und Idealstehens schöne Künste. Und ein schöner Mann ist Buffalo-Bill im Leben wie in der Kunst. Auch unter den Indianern, Trappern, Bagueros und Cowboys, die ihn begleiten, findet man stattliche Erscheinungen, die in den Berliner Lokaltromanen der Zukunft gewiß ihre bedeutsame Rolle spielen werden. Mit zweihundert Ganz- und Halbwildern ist Buffalo Bill am Berliner Kurfürstendamm — Stadtbahnstation: Zoologischer Garten — eingekehrt, und etliche Reporter, die gelegentlich mal auf den Broadway gekuckt haben, versichern, so und nicht anders sähen die Indianerdröcker aus. Meine Kenntnis der Nothäute geht nicht über die Ledertrümpflecken hinaus; ich weiß nur von Cooper, daß die Herren Indianer mitunter „in den tiefen Kehllauten ihrer melodischen Sprache“ Huh zu sagen pflegen. Dieses Huh habe ich bei Buffalo Bill und den Seinen vergeblich gesucht. Dagegen zeigte mir ein hochgewachsener Herr ein Bündel echter, von ihm selbst erbeuteter Kopfhäute, auch Stalps genannt, die früher die betreffenden Gedankenfüße freudlicher Bleichgesichter schmückten. Herr Felsenbär, Doktor, Zauberer, Generalstabschef und Hauptkaspierer in einer Person, genießt wegen seiner Enthaarungserfolge ein ganz besonderes Ansehen bei der reichshauptstädtischen Bevölkerung. Überhaupt grassiert ein Buffalo Bill-Enthusiasmus, der die schönsten Aussichten für die Zukunft eröffnet. Nach den dramatischen Thaten des Erzschlichters Krauts, nach der Felsenbärvergötterung kann es bis zu den Stiergefechten nicht mehr weit sein; in Paris haben sie sich genau ein Jahr nach Buffalo Bills Erscheinen bereits vollständig eingebürgert; nicht nur die Menschen, auch die toros können sich acclimatieren — und sogar ohne Freiheit und ohne Verantwortung. Was die Pariser können,

das können wir schon längst noch; 1891 wollen wir's ihnen beweisen, wenn Sagartios und Guerrita erst am Kurfürstendamm — oder im akademischen Ausstellungsparc? — ihre toreadorischen Künste produzieren. Einweilen heißt die Lösung: Buffalo Bill, und wenn erst die Regenzeit vorüber ist und die lombardierenden Kundreisenden heimkehren, dann wird sich der ganze gezähnte Westen an dem wilden Westen ergöhen, der um eine Filiale des Café Bauer herum eine Prairie in Scene gesetzt hat. Einige kupferrote Kerle mit grün angestrichenen Beinen haben Triumphe der plein air-Malerei erzielt; aber diese „nacktge“ Mode wird im zahmen Westen aus guten Gründen nicht viel Anklang finden. Die Villendeere sind eben keine Felsenbären. — en.

Mehr Gebärden! Die Gebärde gilt als unfein bei den Deutschen, insbesondere in der guten Gesellschaft. Da sitzen diese wohlgezogenen Herren und Damen, und wovon sie auch immer sprechen mögen: von ihrem Vaterland, das sie so lieben, von der Liebe, die sie so wenig verstehen, von der Kunst, zu der sie keine Zeit haben, von ihren Mitmenschen, ihren Geschäften, ihrer Wirtschaft, ihren Liebhabereien — der Gesellschaftsausdruck bleibt ziemlich unverändert, die Stimme fast immer in derselben Tonlage, und eine Gebärde bekommt man überhaupt nie zu sehen. Eine Gebärde — o, das wäre vulgär. Mit den Händen zu agieren, das überläßt man den Kutschern und den Diensthoten. Der Deutsche der guten Gesellschaft aber hat die Arme, um sie an den Leib gepreßt zu halten. Dazu sind sie ihm von Gott gegeben. Aber wenn in dieselbe Gesellschaft ein Franzose oder ein Italiener gerät und alles, was ihn bewegt, seine Heiterkeit, seine Leidenschaft, seine Frivolität und seinen Ernst in lebhafter Gebärdensprache auszugestalten weiß, dann leuchten die Gesichter all dieser wohlgezogenen Herren und Damen auf vor Bewunderung, und in die Bewunderung mischt sich etwas wie von heimlichem Bedauern. Die Art des Fremden in Zukunft nachzuahmen, das fällt natürlich keinem ein. Das wäre lächerlich! Wäre es das wirklich? Würde es dem Deutschen wirklich zum Schaden gereichen, wenn er mehr Grazie und Anmut besäße, als er heute besitzt? Denn, daß die Gebärdenslosigkeit, zu der er systematisch erzogen wird, seinen Sinn für Schönheit des Auftretens untergräbt, ihn links und unbeholfen erscheinen läßt, bedarf wohl keines Beweises. Und wäre es wirklich ein National-Unglück, wenn die Prüderie, diese Mutter aller Unnatur und aller Unwahrheit, ein wenig von der Geltung einbüßte, die sie in deutschen Landen besitzt. Nichts befördert aber mehr die Prüderie, als diese alberne Schen vor der Gebärde. Der Mann, der der unwillkürlichen und so natürlichen Regung der Hand, die dem gesprochenen Wort zu Hilfe kommen will, nachzugeben sich fürchtet, der wird sich auch nie zu den Leidenschaften bekennen, die seine Brust erfüllen, und scheinheilig sein Haupt wegwenden, wo immer in einem Buche oder aus einem Bilde die menschliche Natur groß und nackt ihm entgegentritt. Drum nehmt Euch, vor allem Ihr Künstler und Dichter, denen es um die Wahrheit zu thun ist, der armen verfolgten Gebärde an und belehret die Mütter, daß die Sprüchelein: „Ruhig sitzen!“ „Keine Grimassen schneiden!“ durchaus nicht die Quintessenz aller pädagogischen Weisheit sind. Der Zusammenhang der menschlichen Dinge ist ein so vielfach verschlungener und die Kinder, denen Ihr durch Euer Eintreten die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Mienenspiels und der Bewegung gerettet habt, die werden nach fünfzehn Jahren vielleicht gerade deshalb Eure besten Kunden und kaufen Euch Bilder und Bücher ab, ganz so, als ob sie gar nicht Deutsche wären, sondern — Franzosen. H. Kana.

Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland. Von Verh. Krause. (Berl. Arbeiterbibliothek II 2.)
Verlag der Berliner Volkstribüne.

Ein vom sozialistischen Standpunkt sehr konsequent ausgeführtes Bild von der antisemitischen Bewegung. Die Behauptung, daß wirtschaftliche Ursachen die alleinigen oder hauptsächlichsten Gründe der antisemitischen Bewegung seien, ist gewiß einseitig; doch da die wirtschaftlichen Motive so gern verschwiegen, die nationalen so stark in den Vordergrund gehoben werden, so liegt etwas wie Gerechtigkeit in diesem Vorschlag. Klar, einfach und sachlich wird hier das Verhältnis der einzelnen Parteien, zumal der national-liberalen, zum Antisemitismus dargelegt.

L. B.